Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 140 (1987)

Artikel: Harzgewinnung in Amsteg-Silenen : archäologisch-volkskundliche Beiträge zur Geschichte eines vergessenen Gewerbes

Autor: Meyer, Werner

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118711

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Harzgewinnung in Amsteg-Silenen

Archäologisch-volkskundliche Beiträge zur Geschichte eines vergessenen Gewerbes

Werner Meyer, Basel

Mit der archäologischen Erforschung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Gewerbeanlagen ist es im Gebiet der Schweiz einstweilen schlecht bestellt, auch wenn in den letzten Jahren sehr beachtliche Einzeluntersuchungen durchgeführt und — was besonders hervorzuheben ist — veröffentlicht worden sind. So liegen nun mindestens provisorische Berichte über ausgegrabene Kalkbrennöfen, Gerbereibetriebe, Eisenschmelzen und Glashütten vor.[1] All diese höchst verdienstvollen Arbeiten ergeben aber noch kein zusammenhängendes Bild und klammern Gewerbeanlagen von zentraler Bedeutung aus. So fehlen etwa auch nur ansatzweise archäologische Untersuchungen von Köhlereien und wasserbetriebe-

Abgekürzt zitierte Zeitschriften, Lexika und Reihenwerke:

BZ: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, Basel 1901ff. — *FS:* Folklore suisse, Bâle 1911ff. — *Gfr:* Der Geschichtsfreund, Einsiedeln/Stans 1843ff. — *HBLS:* Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, 8 Bde. Neuenburg 1921ff. — *HWDA:* Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, 10 Bde. Berlin/Leipzig 1927ff. — *Idiotikon:* Schweizerisches Idiotikon, Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld 1881ff. — *KDM:* Die Kunstdenkmäler der Schweiz, Basel 1927ff. — *MAGZ:* Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich, Zürich 1841ff. — *MH:* Minaria Helvetica, Fribourg 1981ff. — *NSBV:* Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins, Zürich/Olten 1927ff. — *SAVk:* Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Zürich/Basel 1897ff. — *SBKAM:* Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, Olten 1974ff. — *SSR Glarus:* Sammlung schweizerischer Rechtsquellen, Kanton Glarus, bearb. von Fritz Stucki, Aarau 1983ff. — *SVk:* Schweizer Volkskunde, Zürich/Basel 1911ff. — *ZAM:* Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Köln 1973ff.

[1] Bitterli, Thomas: Führer Kalkofen. Schweiz. Bund für Naturschutz SBN, Basel 1985. — Gutscher, Daniel: Schaffhauser Feingerberei im 13. Jahrhundert. Schaffhauser Beiträge zur Geschichte 61, 1984, 149ff. — D'Aujourd'hui, Rolf: Fundstatistik und Fundbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 1980, BZ 81 (1981), 200ff. (Gerberbottiche). — Zum alpinen Bergbau vgl. Epprecht, Willfried: Die Entwicklung des Bergbaus am Gonzen (Sargans), MH 4a, 1984, 3ff. und derselbe: Neues vom alten Bergbau am Gonzen (Sargans), MH 6a, 1986, 18ff., ferner Joos, Marcel: Zum Erzabbau und den Verhüttungsanlagen in Sut Fuina (Val Ferrera), MH 3, 1983, 46ff. — Zur archäologischen Untersuchung einer frühneuzeitlichen Glashütte vgl. Jahrbuch der Histor. Gesellschaft Luzern 3, 1985.

nen Anlagen wie Getreidemühlen, Sägewerken oder Hammerschmieden.[2] Die aus der Sicht des industriell bedingten Grossverbrauches unserer Zeit eher mageren Rohstofflager, namentlich in bezug auf Metallvorkommen, haben das historische Interesse am Bergbau lange Zeit auf lokalgeschichtlich ausgerichtete Kreise begrenzt. Eine gesamtschweizerische Vereinigung für die Erforschung des Bergbaus (Schweiz. Gesellschaft für historische Bergbauforschung SGHB) besteht erst seit 1979.[3] Den Bemühungen dieser Gesellschaft um die Erkennung, Beschreibung und Erforschung alter Anlagen zur Gewinnung von Rohstoffen ist es zu verdanken, dass ehemalige Harzbrennereien, fassbar in Flurnamen und dürftigen Mauerresten, ins Blickfeld archäologischer Feldarbeit gerückt sind,[4] nachdem sich bereits die Volkskunde verschiedentlich mit den «Harzern» und ihrem Gewerbe befasst hatte.[5]

DER ROHSTOFF HARZ

Die verhältnismässig geringen Spuren, welche die Harzgewinnung in der schriftlichen Überlieferung und in den archäologischen Resten hinterlassen hat, täuschen leicht über die grosse Bedeutung des Baumharzes im vor- und frühindustriellen Zeitalter hinweg. Auch wenn Harz und Harzprodukte nur für bestimmte Zwecke in grösseren Mengen benötigt wurden — z.B. beim Kalfatern im Schiffsbau —, war es die verblüffend vielseitige Verwendungsmöglichkeit, die das Harz zu einem wichtigen Roh- und Werkstoff machte:[6] Zum Abdichten verwendeten es ausser den Schiffsbauern auch die Küfer, als sog. «Schusterpech» wurde es von den Schuhmachern zum Glätten des Zwirns gebraucht. In kleineren Quantitäten diente es zu Beleuchtungszwecken, zum Versiegeln («verpichen») von Flaschen, zum Strecken des kostbaren, aus Jemen importierten Weihrauchs in der Kirche. Mannigfache Anwendungsmöglichkeiten kannte die alte Volksmedizin, insbesondere bei der Herstellung von Pflastern und Salben. Magische Kräfte des

[2] Standorte gewerblicher Wüstungen sind an sich zur Genüge bekannt. Zum Problem aus allgemeiner Sicht vgl. Janssen, Walter: Studien zur Wüstungsfrage im fränkischen Altsiedelland zwischen Rhein, Mosel und Eifelnordrand, Bd. 1, Köln 1975, 206ff. und 212ff. (Beihefte der Bonner Jahrbücher 35).

[3] Publikationsorgan der Gesellschaft für historische Bergbauforschung: MINARIA HELVETICA, 1981ff.

[4] Soom, Michael: Kalkbrennöfen in Ausserberg und ein Harz-Schmelzofen bei Finnu (Lötschberg-Südrampe VS), MH 5, 1985, 48ff.

[5] Grümm, Helene: Die Pecher, Wien/München 1960. — Häusler, G.: Verschwindende Berufe, Biel 1950, 28ff. — Siegwart, L.: Über die Harzgewinnung in den Wäldern, SAVk 37/38, 1939—41, 119ff. — Surdez, Jules: La pouècherie ou préparation de la poix autrefois, FS 1945, 35ff. — Pritzger, J.: Über die Harz-, Terpentin- und Terpentinölgewinnung im Südwesten Frankreichs, Schweiz. Apotheker-Zeitung 14/15, 1931, 1ff.

[6] Grümm (Anm. 5), 22ff. — Siegwart (Anm. 5), 119ff.

Harzes werden ebenfalls überliefert, namentlich beim Abwehrzauber. Ferner wurde das Harz bei der Herstellung von Seife benötigt. Als «Weichmacher», angerührt in Wasser, wurde das Harz beim Rasieren sowie beim Brühen geschlachteter Schweine benützt, und bis zum Aufkommen des amerikanischen Kaugummis nach dem 2. Weltkrieg herrschte im Alpenraum die Sitte, Harzklumpen zu kauen.[7] Was bei der Harzgewinnung nicht für den gewiss sehr geringen Eigenbedarf abgezweigt wurde, ging an verschiedene Abnehmer, vor allem an bestimmte Handwerker und an Apotheker. Leider ist uns über den Harzhandel, über den Transport von den Herstellern zu den Verbrauchern und über den Detailverkauf nichts Sicheres bekannt. Das im 16. und 17. Jahrhundert vom Schiffsbau in den Niederlanden in grossen Mengen benötigte Harz scheint vornehmlich in den Waldgebieten an der Ostsee fabriziert und auf dem Seeweg nach Holland geschafft worden zu sein.

In bezug auf die Art der Harzgewinnung sind zwei grundsätzlich verschiedene Prinzipien überliefert, nämlich die Gewinnung aus dem toten und diejenige aus dem lebenden Holz. Nicht immer gestatten die erhaltenen Zeugnisse eine klare Entscheidung, welche der beiden Arten Anwendung gefunden hat. Die Frage ist insofern nicht unwichtig, als die End- und Nebenprodukte je nach Verfahren verschieden sind und somit auch ungleichen Verwendungszwecken zugeführt werden. Beim «Sieden» aus dem toten Holz kann das Harz in mehrere Einzelprodukte unterschiedlichen Flüssigkeitsgrades ausgekühlt werden; die «Teergalle» wird in der Gerberei gebraucht, das zähere «Kienöl» etwa als Wagenschmiere, während der dicke Teer, mehrmals eingekocht, in schwarzes Schusterpech verwandelt wird.[8] Das «ausgesottene» Holz hat ähnliche Eigenschaften wie Holzkohle und findet entsprechenden Absatz im Metallgewerbe.[9]

Gemessen an der Bedeutung der Harzgewinnung in ausgedehnten Waldregionen des Auslandes, etwa im Pecherland von Niederösterreich oder im Ostseegebiet, mutet die Harzproduktion in der Schweiz als ein Gewerbe von eher marginaler Stellung an.[10] Obrigkeitliche Einschränkungen zum Schutze des Waldes, wie sie in der schriftlichen Überlieferung namentlich seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts auftauchen, mögen die Entwicklung eines leistungsstarken, selbstbewussten Berufsstandes von Harzern mit eigenem Brauchtum im Keime erstickt haben.[11] Dennoch darf die Rolle der Harzgewinnung als Nebenerwerb oder als

[7] Bestätigung durch mündliche Mitteilungen, insbesondere durch Heiri Stüssi, Lehrer in Linthal. Ferner HWDA 3, 1502 (Artikel Harz) und 6, 1467 (Artikel Pech).

[8] Grümm (Anm. 5), 62ff. — Endres W. und Fischer Th.: Eine spätmittelalterliche Wüstung mit Pechofen bei Wiesau, Ldkr. Tirschenreut, Oberpfalz, ZAM 10, 1982, 21ff.

[9] Mündliche Mitteilung von Albin Epp, Chilcherbergen; s. unten das Kapitel «Die mündliche Überlieferung».

[10] SVk 26, 1936, 58f. (Beleg für Iseltwald mit Zitat eines Spottverses der Brienzer auf die bedürftigen Iseltwalder). — Die extensivste Form der Harzgewinnung besteht im Abhauen von Harztränen ab Baumstämmen mit natürlichen Rindenverletzungen. Solche sind in steinschlaggefährdeten Bergwäldern nicht selten. (Mündl. Mitteilung von Hans Murer, Amsteg).

[11] Schon 1339 wird das Kohlebrennen im Muotatal verboten. Gfr. 27, 316. — Zur Bannung von Wäldern vgl. SSR Glarus 1, 223ff.

Verdienstmöglichkeit für Randelemente der bäuerlichen Bevölkerung nicht unterschätzt werden, zumal sich der Kleinverbraucher unbedingt auf lokale Produktion stützen musste, da von weither importierte Ware zu teuer gekommen wäre.[12]

ANLASS UND VERLAUF DER GRABUNGEN

Auf die «Harzbrennibalm» ob Ried bei Amsteg hat mich Paul Indergand aus Ried bereits 1983 anlässlich der AGASAS-Grabung auf Blumenhütte/Gamsboden ob Hospental aufmerksam gemacht. Eine im gleichen Jahr vorgenommene gemeinsame Begehung, an der auch die beiden Archäologen Jakob Obrecht und Philippe Morel sowie Gemeindepräsident Hans Murer teilnahmen, vermittelte einen ersten Eindruck von der Lage des nachmaligen Grabungsplatzes und von dem ungefähren Arbeitsaufwand, den eine flächenhafte Freilegung der Balm mit sich bringen würde.

Die Grabungskampagne selbst ist dann für 1985 geplant worden. Im Verlaufe der Vorbereitungsarbeiten wartete Hans Murer mit der überraschenden Mitteilung auf, dass es auf dem Boden der Gemeinde Silenen noch eine zweite Harzbrennerei gegeben habe, nämlich auf den Chilcherbergen ob Tägerlohn. Eine von J. Obrecht durchgeführte Überprüfung bestätigte diese Meldung und brachte zudem in Erfahrung, dass Albin Epp, der Landbesitzer, noch in Erinnerung hatte, wie von seinem Grossvater zu Beginn unseres Jahrhunderts diese Harzbrennerei betrieben worden war.

Somit zeichnete sich eine für historische Feldforschungen ungewöhnlich günstige Ausgangslage ab, eröffnete sich doch die Möglichkeit, ein untergegangenes, weitgehend vergessenes Gewerbe durch eine Verbindung von archäologischer Bodenforschung und volkskundlicher Befragung in Einzelheiten zu rekonstruieren. Es sei hier vorweggenommen, dass sich dieses kombinierte Vorgehen als äusserst ertragreich erweisen sollte, denn die archäologischen Befunde wären ohne die mündlichen Auskünfte von Albin Epp kaum deutbar gewesen, und von den Erinnerungen unseres Gewährsmannes allein, die nur bis zur Tätigkeit des Grossvaters zurückreichten, hätte keine Spur bis ins Hochmittelalter zurückgeführt.

Die Grabungen auf den beiden Plätzen Harzbrennibalm und Chilcherbergen sind nach gründlichen Vorbereitungen im August 1985 innerhalb zweier Wochen glücklich durchgeführt worden. Die behördlichen Bewilligungen von Kanton, Korporation und Gemeinde erhielten wir rechtzeitig und ohne Schwierigkeiten. Die Finanzierung lief über den von der Schweizerischen Bundesfeierspende zur Verfügung gestellten Forschungsfonds der Arbeitsgemeinschaft für alpine Sied-

[12] SVk 26, 1936, 58f. — SSR Glarus 2, 984f. (Bestellung eines «Landesharzers», der ausschliesslich für den Bedarf des Glarner Landes zu produzieren hat).

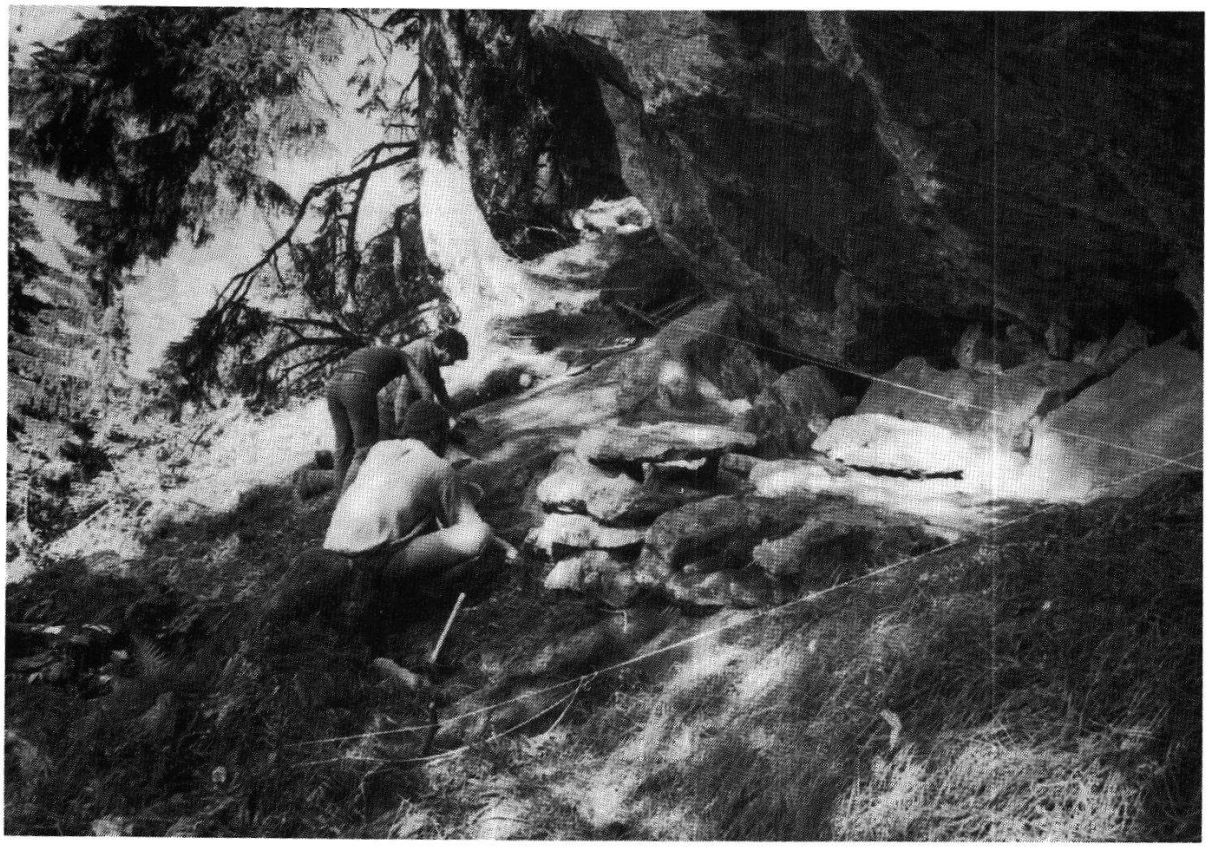


Abb. 1:
Harzbrennibalm, Freilegungsarbeiten unter dem Felsschirm.

lungsarchäologie der Schweiz (AGASAS),[13] wobei ein zusätzlicher Beitrag der Gemeinde Silenen an Unterkunft und Verpflegung dem Grabungsbudget eine willkommene Entlastung brachte. Die kleine Equipe, bestehend aus Jakob Obrecht, Philippe Morel, Pascal Monnerat und dem Schreibenden, durfte während der zweiwöchigen Grabung im Raume von Amsteg-Silenen schöne und erfolgreiche, wenn auch anstrengende Tage verbringen. Zum Grabungsplatz Harzbrennibalm mussten alle Ausrüstungsgegenstände sowie die tägliche Verpflegung auf steilem Zickzackpfad von Ried aus getragen werden, während für den zweiten Arbeitsplatz die von Silenen nach Chilcherbergen führende Seilbahn für Personen- und Materialtransporte benützt werden konnte. Abgesehen von einem einzigen, allerdings scheusslichen Regentag spielte das Wetter gut mit, so dass die Arbeiten innerhalb des eher knapp bemessenen Zeitrahmens ohne Schwierigkeiten zu Ende geführt werden konnten.

Eine grosse Hilfe war uns das Interesse der Einheimischen, von denen uns manche am Arbeitsplatz besuchten, uns mit zusätzlicher Tranksame versorgten und beim Hin- und Rücktransport von Gerät unterstützten. Ganz besonderen Dank schulden wir dem Gemeindepräsidenten Hans Murer, der uns alle administrativen und organisatorischen Mittel der durch das Waldsterben wahrlich mit

[13] Die AGASAS ist 1983 gegründet worden. Sie steht unter dem Patronat des Schweiz. Burgenvereins und hat ihren Sitz am Histor. Seminar der Universität Basel.

anderen Problemen belasteten Gemeinde zur Verfügung gestellt und uns den Kontakt zu Albin Epp, dem wertvollen Gewährsmann, ermöglicht hat. Jede Grabung hat neben der wissenschaftlichen auch eine menschliche Seite, und diese letztere ist bei der Untersuchung der Harzbrennereien von Silenen für uns zu einem beglückenden Erlebnis geworden.

Um über die erzielten Resultate eine erste Rechenschaft abzulegen, veranstalteten wir am 28. August 1985 für Behörden und Presse einen Informationsnachmittag, an dem wird die Funde vorstellten und eine Besichtigung des Grabungsplatzes auf Chilcherbergen anboten. Bleibendes Ergebnis waren verschiedene wohlwollende Artikel in Tages- und Wochenzeitungen der Innerschweiz.[14]

DAS VORGEHEN

Wie unten geschildert wird, waren auf der Harzbrennibalm ob Ried vor Beginn der Grabungen unter dem natürlichen Felsdach die Reste einer trocken gefügten Stützmauer und eine in den Boden eingelassene, mehrfach gesprungene Schüssel zu erkennen. Nach Aussage von Paul Indergand, der uns zum Platz geführt hatte, soll vor Jahren noch eine zweite, gleichartige Schüssel zu sehen gewesen sein. (Diese ist dann von uns tatsächlich gefunden worden. Sie war nur wenig von sandigem Schutt überdeckt.) Das waren ausser dem Namen der Örtlichkeit, der auf eine ehemalige Harzbrennerei schliessen lässt, unsere einzigen Anhaltspunkte. Da uns aus der Literatur bekannt war, dass es verschiedene Arten der Harzgewinnung gegeben hat, und wir nicht wissen konnten, ob das Verfahren, von dem Vater Albin Epp auf Chilcherbergen noch berichten konnte, das gleiche gewesen war wie dasjenige auf der Harzbrennibalm ob Ried, beschlossen wir, um uns ein Höchstmass an Unbefangenheit zu wahren, die ganze Fläche in kleinen Abstichen von je ca. 5 cm Tiefe abzubauen, ohne nach etwas Bestimmtem zu suchen. Dieses Vorgehen hielten wir für umso gerechtfertigter, als auch die publizierten Grabungsbefunde in einem mittelalterlichen «Pechofen» der Oberpfalz[15] allein schon von der Topographie her keine genauen Entsprechungen anzukünden schienen. (Hinterher sollte sich dann allerdings eine auffallende Ähnlichkeit zwischen der Oberpfälzer und der Urner Harzbrennerei ergeben). Die breit angelegte, in einzelnen Abstichen erfolgende Freilegung der in mehrere Abschnitte gegliederten Grabungsfläche ermöglichte für das Kleinfundmaterial eine recht präzise Erfassung der horizontalen und vertikalen Lagerung.

Die archäologische Untersuchung des Umgeländes musste sich auf oberflächliche Geländebeobachtungen beschränken. Grabungen am Fusse der Felswand unterhalb der Balm wären in grobblockigem Bergsturz- und Verwitterungsschutt

[14] U. a. Tages-Anzeiger vom 11. Sept. 1985, 59f.
[15] Endres/Fischer (Anm. 8), 30f. Abb. 8.

steckengeblieben. Aus Zeitgründen mussten auch Sondierungen in einer nahen, schachtartig in die Tiefe führenden Höhle unterbleiben, obwohl wir in dieser Höhle hochmittelalterliche und frühneuzeitliche Keramikfragmente als Oberflächenfunde bergen konnten. Von den Resten eines Gebäudes auf dem Stäfelirain, einer Geländeterrasse ca. 100 m südöstlich oberhalb der Harzbrennibalm, erstellten wir eine Plan- und Photodokumentation, verzichteten aber auf eine Grabung, da eine solche nicht ohne Eingriffe in den schönen Baumbestand des Gebirgswaldes möglich gewesen wäre.

Bei der Anlage auf Chilcherbergen gestaltete sich das Vorgehen einfacher. Das noch gut sichtbare Mauerwerk wurde gereinigt, und im Innern des Raumes deckten wir nach den Angaben von Albin Epp eine Fläche von ca. 10 m^2 ab, worauf nach kurzer Zeit die unter einer dünnen Humusdecke verborgenen Einrichtungen für die Harzgewinnung in situ zutage traten. Eine kleine Nebengrabung in einer Nische der Felswand führte zur Freilegung der Feuerstelle, an der nach Aussage von Albin Epp das gewonnene Harz «geläutert» worden war.

Auf beiden Grabungsplätzen wurde eine umfassende Plan- und Photodokumentation erstellt, in der sämtliche Phasen der Freilegungsarbeiten festgehalten sind. Die von J. Obrecht erstellten Planaufnahmen sind auf das Koordinatennetz der Eidgenössischen Landestopographie eingemessen.

Die Befragung von Vater Albin Epp erfolgte teils auf der Grabung, teils im Haus bei gemütlichen Zvieri- und Mittagspausen. Das in zwangloser Unterhaltung geführte Gespräch erbrachte eine Fülle wertvoller Informationen. Der Nachteil dieser Befragungsform, die Unsystematik, wurde durch die Echtheit und Unmittelbarkeit der Aussagen aufgewogen, und die zutage getretenen Grabungsbefunde, die sich mit allen Äusserungen deckten, bestätigten das gute Gedächtnis des Gewährsmannes.

DIE MÜNDLICHE ÜBERLIEFERUNG

Über das auf der Harzbrennibalm ob Ried betriebene Gewerbe war von den Einheimischen praktisch nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Leute, die als Jäger oder Holzfäller viel durch den wilden Gebirgswald streifen, kennen zwar den Platz und benützen das schützende Felsdach der Balm gelegentlich als Unterschlupf bei Gewittern oder als Rastplatz, woran eine rezente Feuerstelle und ein paar rostige Konservendosen erinnern. Paul Indergand aus Ried weiss zu berichten, dass früher eine zweite Schüssel sichtbar gewesen sei. Über das Verfahren der Harzgewinnung ist ihm allerdings nichts Sicheres bekannt, doch machte er uns auf den schönen Föhrenbestand aufmerksam, der sich südlich der Harzbrennibalm über eine Fläche von mehreren Hektaren erstreckt. Dieses Holz dürfte wohl das begehrte Baumharz geliefert haben. Um zu verhindern, dass die noch sichtbare Schüssel mutwillig zerstört würde — eine Seite war bereits zerschla-

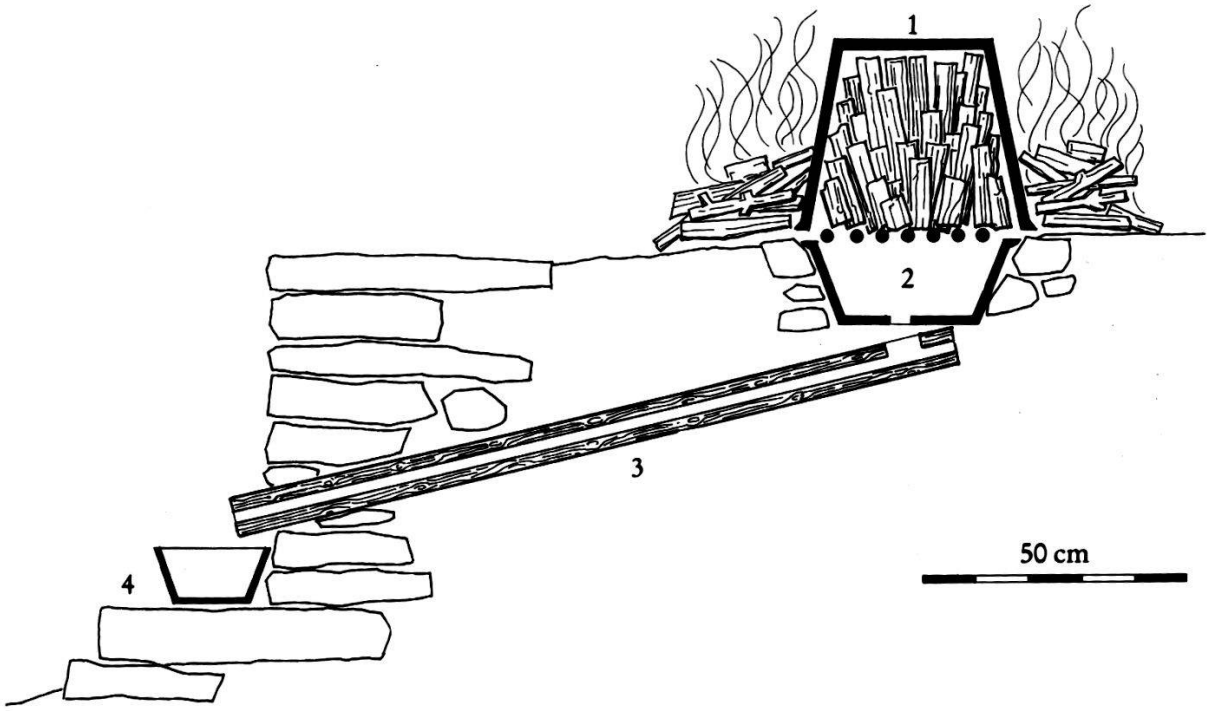


Abb. 2:
Schematische Darstellung des Harzbrennens: 1: Harzholz unter Isolationsgefäss; 2: Sammelbecken mit Rost; 3: Holzteuchel; 4: Kühlgefäss.

gen —, hat Paul Indergand schon vor Jahren eine schwere Steinplatte über das in den Boden eingelassene Gefäss geschoben.

Wie die Ausgrabungen ergeben haben, ist der Platz bald nach 1800 verlassen worden. Aus den paar Aussagen über die Harzbrennibalm geht zusammenfassend hervor, dass sich über einen Zeitraum von gut anderthalb Jahrhunderten in der mündlichen Tradition der Name der Örtlichkeit (ohne Stütze in gedruckten Kartenwerken) erhalten hat, zudem eine vage, vom sprechenden Namen her verständliche Erinnerung an die einstige Tätigkeit. Untergegangen sind jedoch genauere Kenntnisse über den Arbeitsvorgang sowie über den Zeitpunkt der Auflassung.

Bei der Harzbrennerei auf Chilcherbergen, die etwa fünfzig bis sechzig Jahre betrieben und um 1920 aufgegeben wurde, zeigt sich die mündliche Überlieferung in einem gänzlich anderen Licht. Vater Albin Epp, geboren 1911, kann sich noch gut erinnern, wie sein Grossvater diese Anlage geführt hat. Die Epp sind ein altes Urner Geschlecht, in Silenen nachweisbar seit dem 15. Jahrhundert und auf der Liegenschaft Chilcherbergen bereits 1614 bezeugt. (Moderne Meliorationsprojekte, die der Bergbauerngruppe auf Chilcherbergen das Leben erleichtern sollen, stützen sich rechtlich z. T. auf Urkunden und Verträge des 17. Jahrhunderts ab.)[16]

Das Haus, in dem Albin Epp wohnt, reicht in seinen Grundelementen ins 16. oder 17. Jahrhundert zurück, ist aber immer wieder um- und ausgebaut worden.

[16] Zur Familie Epp vgl. HBLS 3, 47f. — Die Akten über Chilcherbergen liegen im Gemeindearchiv Amsteg-Silenen.

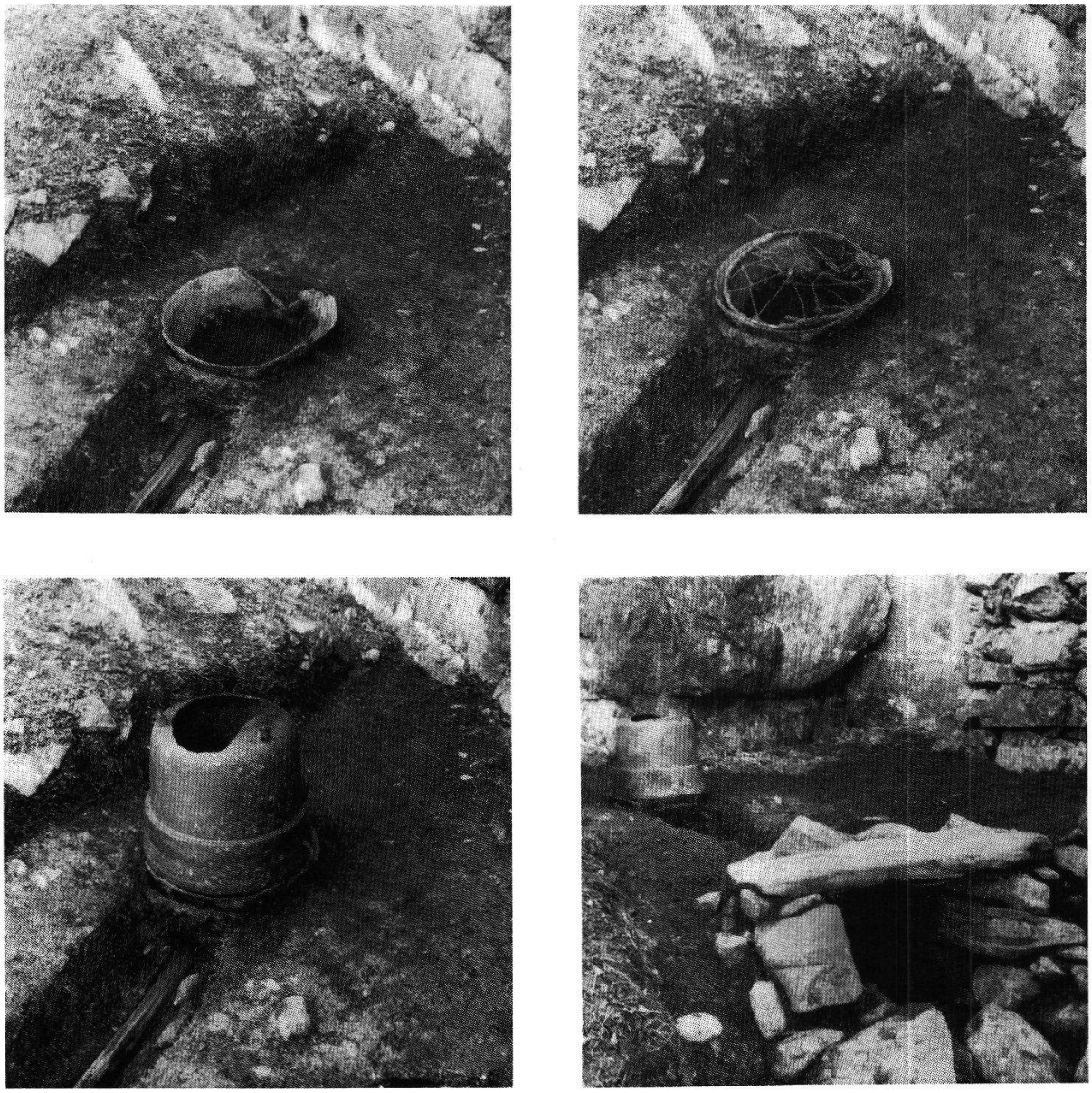


Abb. 3—6:
Harzbrennerei Chilcherbergen: oben links Sammelbecken und Reste des Teuchels, Fundzustand in situ; oben rechts Sammelbecken mit dem in der Nähe gefundenen Eisenrost; unten links über den Rost gestülpter Eisenkessel zur Isolierung des Harzholzes; unten rechts Kühlkammer (im Vordergrund), dahinter Teuchelgraben und Eisenkessel.

Elektrisches Licht gab es 1985 noch nicht — notabene in einem Wohngebäude, das sich in 1,2 km Luftliniendistanz zur Gotthardautobahn befindet.

Albin Epp hat in seiner Knabenzeit (ca. 1916—1920) beim Harzbrennen zugeschaut. Der Aufbau des Werkplatzes ist vor Albins Zeit erfolgt, etwa um 1860/70. Damals übernahm sein Grossvater die mobile Einrichtung der Harzbrennerei von einem Silener, der das Gewerbe im Tal betrieben hatte, dann aber durch persönliche Schicksalsschläge in Schwermut verfallen war, die ihn arbeitsunfähig machte. Albins Grossvater erwarb die Ausrüstung um einen bescheidenen Betrag und baute am Fusse der Felswand oberhalb seines Wohnhauses auf Chilcherbergen die neue Brennanlage auf. Diese bestand aus einer einfachen Schutzhütte mit

offener Vorderfront und zwei Seitenwänden aus Trockenmauerwerk. Ein schindelgedecktes Pultdach zog sich gegen die senkrechte Felswand hoch, welche die Rückwand bildete. Eine Öffnung im Dach diente als Rauchabzug. Ca. 20 m neben der Hütte befand sich in einer Felsnische eine zweite offene Feuerstelle zum «Läutern» des Harzes.

Während der Harzgewinnung hat der junge Albin Epp dem Grossvater oft Essen und Trinken auf den Arbeitsplatz gebracht. Solange das Feuer brannte, durfte es nämlich nie allein gelassen werden, denn wenn die Hitze ein bestimmtes Mass überstieg, konnte leicht die ganze Hütte Feuer fangen. Vater Epp erinnert sich noch gut eines furchterregenden Zwischenfalles, als der Kessel umkippte und sich das heisse Harz mit einer hohen Stichflamme entzündete. Der Grossvater musste blitzartig die ganze Einrichtung ins Freie stossen, worauf der glühend heisse Kessel mit dem brennenden Harz wie ein «Feuerteufel» in hohen Sprüngen über die steile Böschung in das tief eingeschnittene Bachtobel rollte.

Albins Grossvater verwendete für die Harzgewinnung das Holz von Wurzelstöcken der Föhre oder Fichte. Dieses Holz wurde zerkleinert und auf einem Rost über dem in den Boden eingegrabenen Sammelbecken aus Eisenblech eng aufgeschichtet. Über den Holzstoss wurde ein gusseiserner Kessel mit dem Boden nach oben gestülpt und um diesen Kessel das aus langen, schmalen Scheiten bestehende Feuerholz angelegt. Dessen Hitze erwärmte das Harzholz im Innern des Kessels, während die gusseiserne Trennwand ein Übergreifen der Flammen verhinderte. Das erhitzte Harz, dünnflüssig geworden, trat aus dem Holz aus und tropfte durch den Rost in das Sammelbecken; von dort aus wurde es durch einen leicht schräg nach abwärts führenden, ca. 1,5 m langen Holzteuchel zu einem Kühlgefäss geleitet. Das so gewonnene rohe Harz musste noch mehrmals «geläutert», d. h. durch erneutes Erhitzen eingedickt und von Rückständen befreit werden, bis es für den Abtransport in Büchsen oder Fässlein abgefüllt werden konnte. Leider weiss Albin Epp nicht mehr genau, wer die Abnehmer des Harzes gewesen sind; er glaubt aber, dass es sein Grossvater nach Altdorf verkauft hat. Das ausgesottene Holz hatte ähnliche Eigenschaften wie Holzkohle und konnte deshalb bei den Schmieden im Tal abgesetzt werden. Über einen Kalkbrennofen, dessen Reste in der Nähe noch zu sehen sind, waren bei Albin Epp keine näheren Auskünfte in Erfahrung zu bringen.

Das von unserem Gewährsmann beschriebene, mit dem Grabungsbefund genau übereinstimmende Verfahren entspricht dem Prinzip der Harzgewinnung aus dem toten Holz. Allerdings muss in Uri auch das Abzapfen von Harz aus lebenden Bäumen betrieben worden sein, denn noch heute wird in Bristen aus einem Gemenge von Harz, Butter und Zutaten, die als Familiengeheimnis gehütet werden, eine Salbe hergestellt, deren Wirksamkeit bei Muskelverletzungen der Schreibende am eigenen Leib hat erfahren dürfen.[17]

[17] Auch das Verbot des Harzens von 1820 (vgl. unten Anm. 61) bezieht sich auf die Harzgewinnung aus dem lebenden Holz. Dagegen dürfte es sich bei der für ca. 1850 im Meiental bezeugten Harzbrennerei (SVk 26, 1936, 4/5, 39) um dasselbe Verfahren wie auf Chilcherbergen gehandelt ha-

Obwohl sich Albin Epp der Arbeitsvorgänge bei der Harzgewinnung sehr gut erinnert, bleiben doch einige Fragen offen. So möchte man gerne Näheres über die Quantitäten wissen, etwa über die Menge gewonnenen Harzes pro Gewichtseinheit Holz, über die Zeitdauer des ganzen Vorganges oder über die Qualität und Zusammensetzung des Fertigproduktes. Derartige Angaben müssten auf experimentellem Weg beschafft werden, und es bleibt zu wünschen, dass ein bisher erst in groben Umrissen formuliertes Projekt, im Freilichtmuseum Ballenberg eine Harzbrennerei nachzubauen, in absehbarer Zeit verwirklicht werden kann.[18]

DER UNTERSUCHUNGSBEFUND AUF CHILCHERBERGEN

Die Chilcherberge bilden eine durch Tobel, Runsen und bewaldete Felsbänder gegliederte, stotzige Rodungsterrasse auf der rechten Talseite, ca. 600 m über Silenen-Tägerlohn. Die ganzjährig bewohnten Heimwesen bestehen aus Bauten, die in ihrer heutigen Gestalt dem 17. bis 19. Jahrhundert angehören. Vorgängerbauten dürften bis ins Hochmittelalter zurückreichen.[19] Heute ist die Geländeterrasse dank einer steilen Seilbahn leicht erreichbar. Früher waren die Leute auf Chilcherbergen nur durch beschwerliche Zickzackpfade über die felsige Talflanke mit der Aussenwelt verbunden. Auch zum Alpgebiet von Seewli am Westfusse der Grossen Windgälle führen von Chilcherbergen aus nur sehr steile und schmale Wege. Ein solcher beginnt heute bei der oberen Seilbahnstation, in deren Nähe die Reste eines alten Kalkofens erkennbar sind, und streicht am Haus Epp und an der ehemaligen Harzbrennerei vorbei, bevor der jähe Aufstieg zur Seewlialp anfängt.[20] Die Reste der Harzbrennerei (Abb. 7), vor unseren Grabungen nur noch an ein paar Mauerresten erkennbar, befinden sich am Fusse eines senkrechten, ca. 20 m hohen Felsbandes über einer steilen Böschung, die in das tief eingeschnittene Tobel des Selderbaches abfällt.[21] Nur knapp 100 Meter vom Wohnhaus Epp entfernt, muss die Harzbrennerei einst von dort aus sehr einfach zu betreiben gewesen sein.

Die Ausgrabungsarbeiten erstreckten sich auf das Innere des Mauergeviertes und auf die Felsnische mit der Feuerstelle zum «Läutern» des Rohharzes (Abb. 8). Die beiden Mauerzüge, die im rechten Winkel an die rückwärtige Felswand

ben, wie denn im 19. Jahrhundert in Uri das «Harzsieden» als Nebenerwerb recht verbreitet gewesen sein muss. Oechslin, Max: Die Wald- und Wirtschaftsverhältnisse im Kanton Uri, Bern 1927, 128f.

[18] Mündl. Mitteilung von Dr. David Meili, Freilichtmuseum Ballenberg.

[19] Standort des Hauses Epp auf Chilcherbergen: 695.16/183.28, 1150 m ü. M. (Koordinaten in Dekametern).

[20] Standort des einstigen Kalkofens: 695.11/183.33.

[21] Standort der Harzbrennerei: 695.20/183.33, 1175 m ü. M.

anstossen und den Werkplatz seitlich begrenzen, wurden sauber freigelegt, um in der Aufsicht steingerecht gezeichnet werden zu können. Sie bestehen aus trocken geschichteten Steinen von unregelmässiger Grösse, Form und Lagerung. Bei einer durchschnittlichen Stärke von 60—70 cm und einer Höhe von 2 m lehnten sich die beiden Mauern gegen aussen einhäuptig an den Verwitterungsschutt an, der sich am Fusse der rückwärtigen Felswand aufgetürmt hatte und der auf der Fläche des Werkplatzes abgegraben worden war. Dadurch war zwischen den beiden Mauern ein ebenes, rechteckiges Planum von ca. 3,5 auf 4 m entstanden. Auf dessen Längsachse sind — wie von Vater Epp angegeben — die Spuren der Harzbrennanlage zum Vorschein gekommen, und zwar unmittelbar unter der Grasnarbe. Nach deren Entfernung befanden wir uns bereits auf dem einstigen Gehniveau, das aus planiertem Erdreich ohne Pflästerung bestand. Lediglich in der Südwestecke des Geviertes ragte der Buckel eines mächtigen, tief in den natürlichen Hangschutt eingesunkenen Sturzblockes auf, der auch der südlichen Abschlussmauer als Unterlage diente.

Ungefähr in der Mitte des Arbeitsplatzes stiessen wir auf ein in das ehemalige Gehniveau randbündig versenktes Eisenbecken mit konischer Wandung (Abb.



Abb. 7:
Harzbrennerei Chilcherbergen, Gesamtansicht.

► *Abb. 8:*
Harzbrennerei Chilcherbergen, Gesamtplan (Aufnahme W. Meyer, J. Obrecht): 1: Harzbrennanlage; 2: Trockenmauern der Schutzhütte; 3: Feuerstelle zum «Läutern» des Harzes.

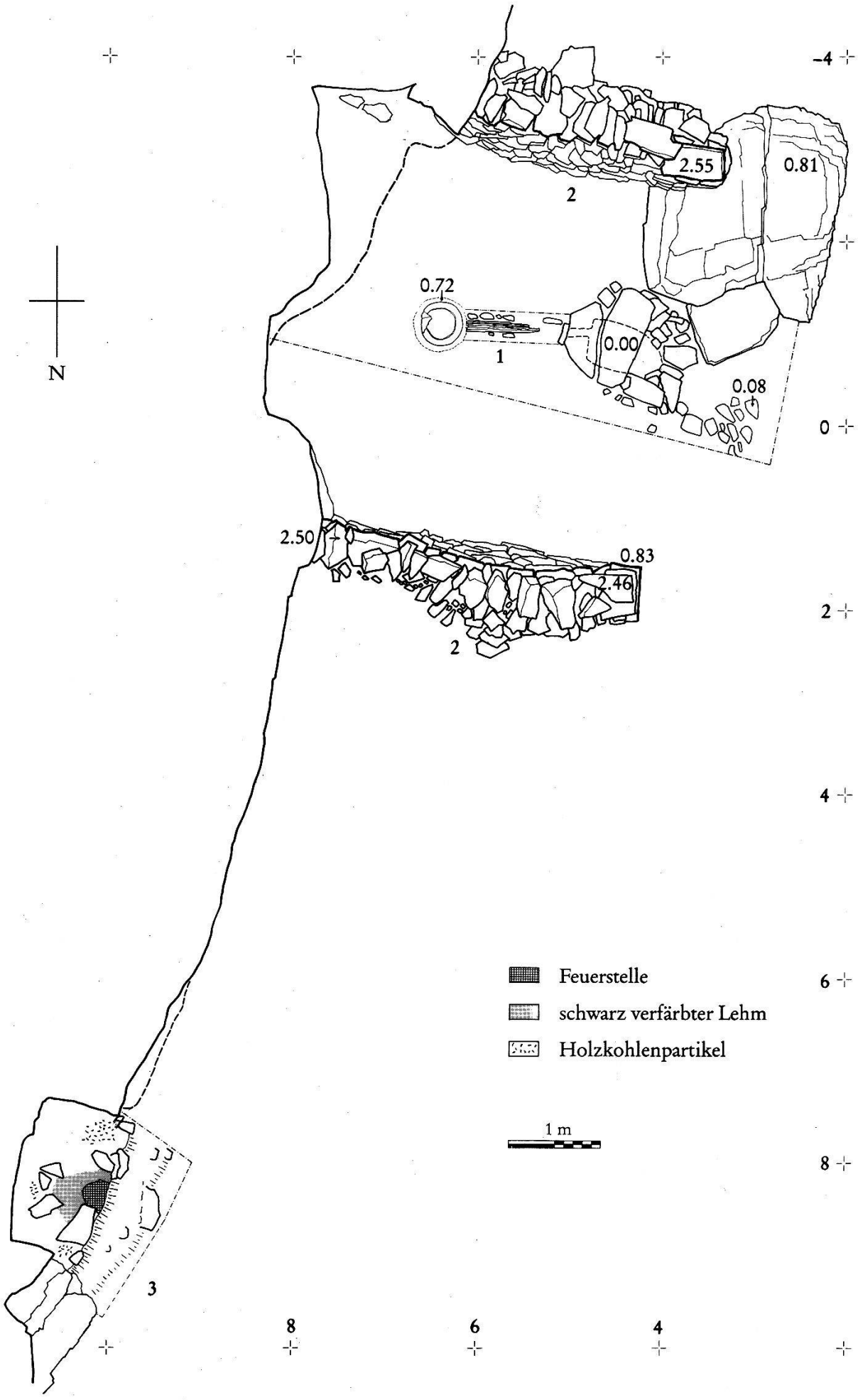

N
2.55
0.81
2
0.72
1
0.00
0.08
2.50
0.83
2.46
2
3
Feuerstelle
schwarz verfärbter Lehm
Holzkohlenpartikel
1 m
-4
0
2
4
6
8
8
6
4



Abb. 9:
Harzbrennibalm, Gesamtansicht der Grabungsfläche; links vom 30-cm-Massstab befindet sich die Feuerstelle 2.

3). Der Beckenboden war vom Rost völlig aufgelöst. Gleich daneben lag ein Eisenring, dessen Durchmesser dem des Eisenbeckens entsprach und der kreuz und quer mit einem Geflecht aus starkem Eisendraht bespannt war (Abb. 4). Offenbar handelte es sich um den von Vater Epp erwähnten Rost über dem Sammelbecken, auf dem man jeweils das harzhaltige Holz aufgeschichtet hatte. Der Kessel, der über diesen Holzstoss gestülpt worden war, um das Harz vor den Flammen zu schützen, lag — leider mit beschädigtem Boden — im Gestrüpp südlich der Brennanlage verborgen (Abb. 5). Einen zweiten, noch unversehrten Kessel, wie der erste aus Gusseisen, stöberten wir im Schopf des Hauses Epp auf.

Gemäss den Angaben von Albin Epp lief das heisse, dünnflüssige Harz durch ein Loch im Boden des Sammelbeckens in einen Kanal, der zum Auffang- und Abkühlbecken führte. Tatsächlich stiessen wir (Abb. 3—6) unter dem stark verrosteten Beckenboden auf die vermodernden Reste eines hölzernen Teuchels. Dieser war ca. 20 bis 40 cm in den Boden versenkt; seitlich klemmten ihn einige Steinplatten fest. Mit einer Gesamtlänge von ca. 1,5 m und einem leichten Gefälle endete er in einem aus Steinen geschichteten Hohlraum von 50 cm Breite, 80 cm Länge und 70 cm Höhe. Gegen vorne war der Raum offen, gegen oben überdeckte ihn eine mächtige Steinplatte. Dies muss die Kammer gewesen sein, in der das Auffang- und Kühlgefäss das aus dem Teuchel tropfende Harz aufgenommen hat.

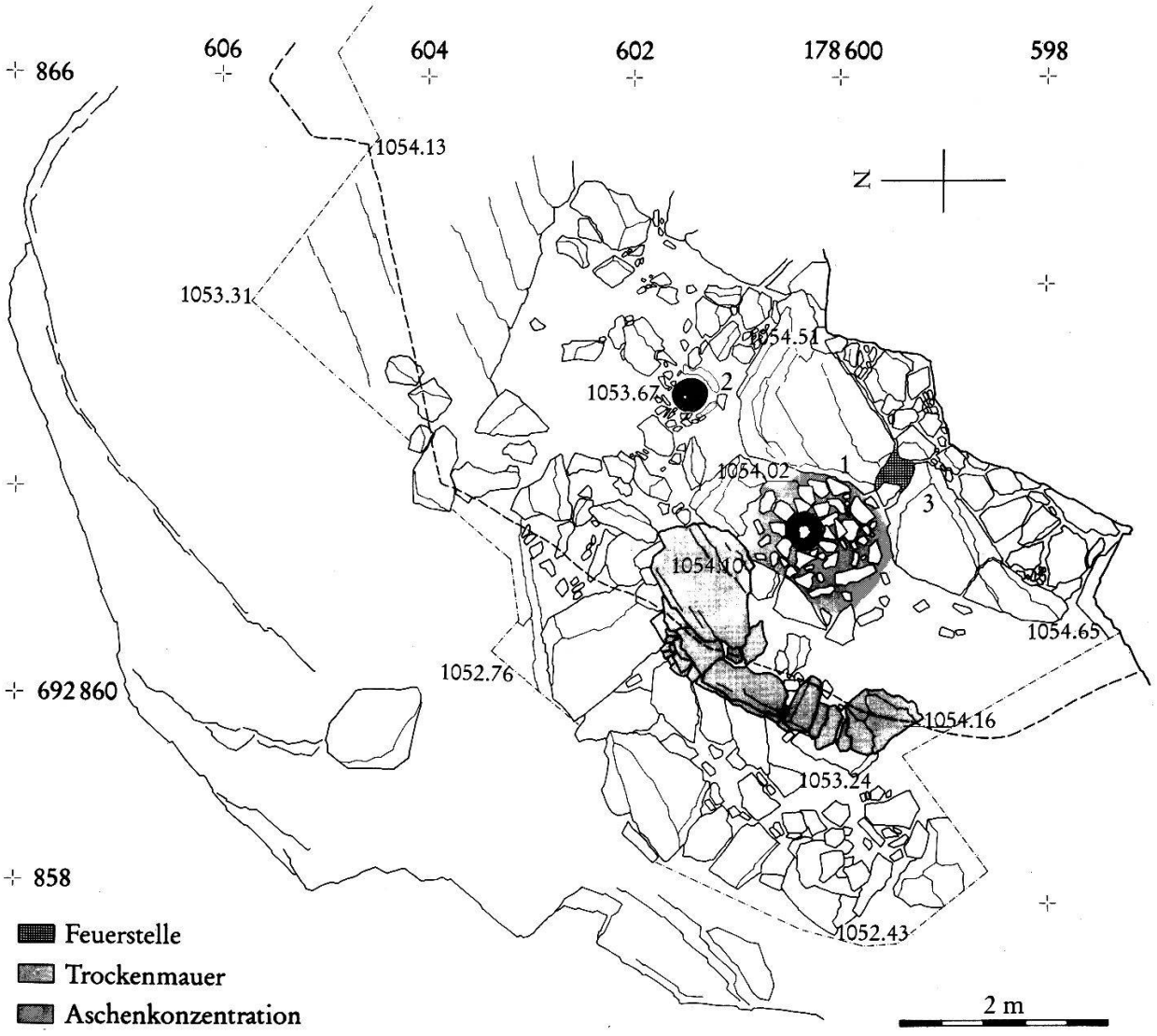


Abb. 10:
Harzbrennibalm, Gesamtplan (Aufnahme W. Meyer, Ph. Morel, J. Obrecht): 1: Feuerstelle/Schlüssel 1; 2: Feuerstelle/Schüssel 2; 3: Feuerstelle 3.

Von der einstigen Dachkonstruktion waren keine Reste mehr erhalten. Knapp 10 m nördlich der Brennanlage befand sich in einer Felsnische von 1,5 m Breite und 0,8 m Tiefe die von Albin Epp erwähnte Feuerstelle zum «Läutern» des Harzes. Bei einer Erneuerung des hart an der Felswand vorbeiführenden Weges sind die äusseren Partien der Feuerstelle abgetragen worden, so dass wir nur noch die innere Hälfte in situ freilegen konnten. Wir stiessen auf einen ursprünglich bodenebenen Feuerplatz, erkennbar an der markanten gelbroten Verfärbung und der Verziegelung der lehmigen Unterlage. Die im Zentrum der Felsnische angelegte Feuerstelle war anscheinend von Steinen eingefasst, die sich zum Teil noch in ihrer ursprünglichen Lage erhalten hatten.

Ausser den erwähnten Gegenständen, die zum Sieden des Harzes gedient haben, sind auf dem ganzen Grabungsareal keine Fundobjekte aus der Zeit der Harzbrennerei zum Vorschein gekommen.

DER GRABUNGSBEFUND AUF DER HARZBRENNIBALM

Der Grabungsplatz liegt an einem heute versteckten Ort mitten in der unwegsamen Wildnis des hinteren Rieder Waldes. Dieser beginnt am Rande der engen Talsohle oberhalb Ried und zieht sich, durchzogen von Runsen, Geröllhalden, Felsbändern und Bergsturztrümmern und aufgelockert von einzelnen Lichtungen in steilem Anstieg bis zur Waldgrenze auf etwa 1700 m hinauf. Gegen Süden wird der Wald begrenzt durch das untraversierbare Teiftal, gegen Norden teils durch die gerodete, bis gegen 900 m steigende Landwirtschaftszone von Hinter-Ried, teils durch den absolut siedlungsfeindlichen Lawinenzug der Langlaui. Alles in allem umfasst der Wald eine geschlossene, heute nur von der kleinen Rodungsinsel *Schniderblätz* durchbrochene Fläche von 120 Hektaren.



Abb. 11:
Harzbrennibalm, Trockenmauer unter der Trauflinie des Felsschirmes.

Auf etwa 1050 m Höhe zieht sich ein zerklüftetes, schwer passierbares Felsband quer durch den Wald. Unterhalb schliesst eine Zone grobblockigen Bergsturzschuttes an, übersät mit Felstrümmern. Oberhalb befindet sich eine schmale Geländestufe, auf der die Reste der Wüstung *Stäfelirain* zu erkennen sind.[22] In diesem Felsband bildet das Gestein am Rande eines jähen Absturzes eine kleine, nur von den Schmalseiten her zugängliche Terrasse, über die sich ein mächtiger

[22] Standort der Wüstung Stäfelirain: 692.88/178.54, 1120 m ü. M.

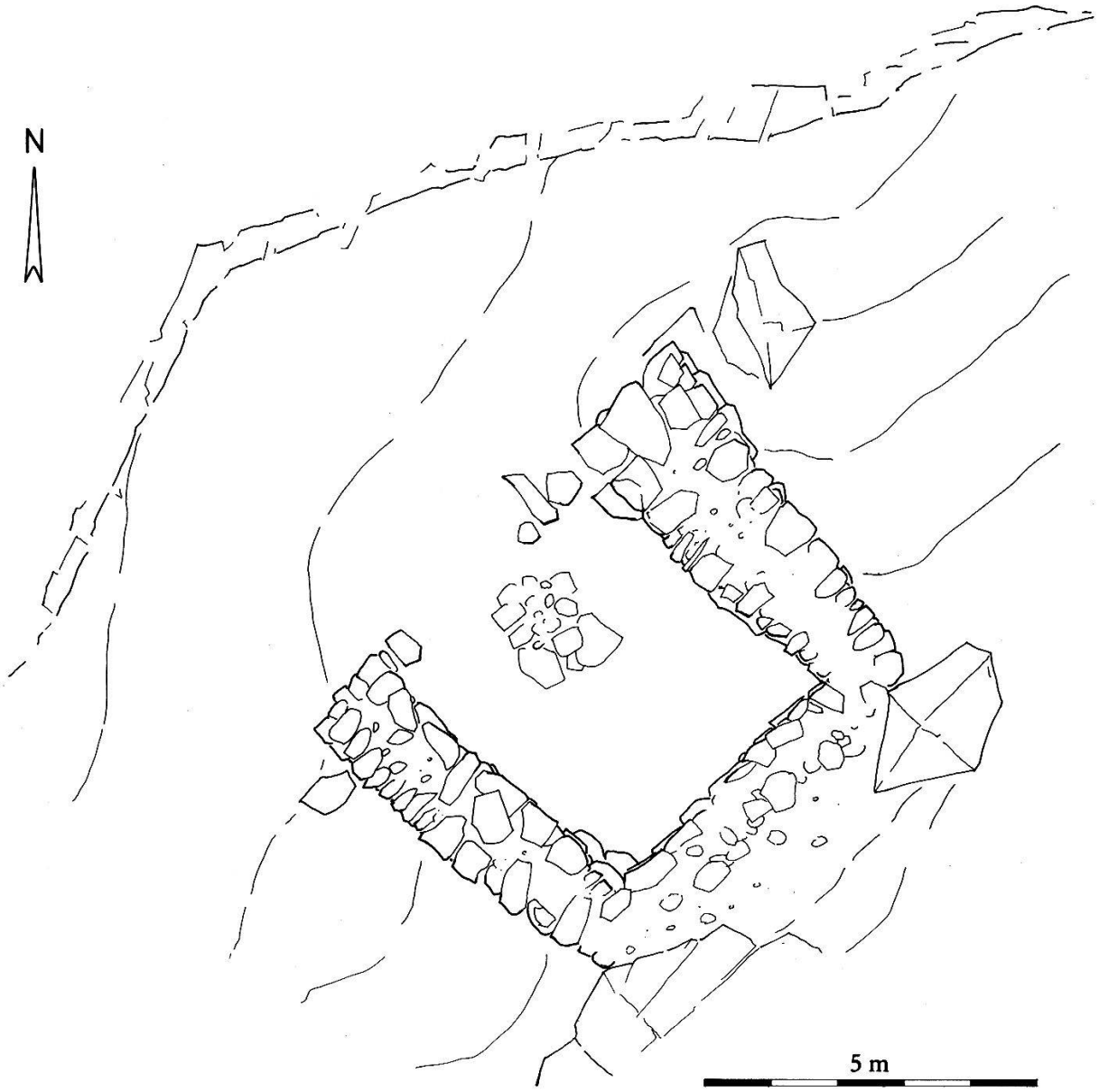


Abb. 12:
Siedlungsplatz Stäfelirain, Situationsplan.

Block wie ein schützendes Dach vorwölbt. Dies ist die kleine Balm, deren Namen an das längst verschwundene Gewerbe des Harzbrennens erinnert.[23] In ihrer Länge misst sie 10 m, in ihrer Tiefe zwischen 2,5 und 4 m, und die Höhe der Felsdecke beträgt im Bereich des nachmals festgestellten Arbeitsplatzes etwa 2,5 m. Am nördlichen Ende der Terrasse senkt sich eine natürliche Felskluft in die Tiefe. Ihr Grund ist mit fundleerem Verwitterungsschutt gefüllt. Eine ähnliche, steil in die Tiefe führende Höhle natürlichen Ursprungs öffnet sich etwa 25 m nördlich der Balm über einem senkrechten Felsabgrund. Der Höhlenboden, bestehend aus Lehm und Verwitterungsschutt, enthielt bei unserer Absuche als Ober-

[23] Standort der Harzbrennibalm: 692.86/178.60, 1054 m ü. M.

flächenfunde vereinzelte Keramikfragmente des Hochmittelalters und der frühen Neuzeit.

Der ganze Platz ist wegen der Unübersichtlichkeit und Abschüssigkeit des Geländes, wegen der Unwegsamkeit des zerklüfteten Felsens und wegen der Undurchdringlichkeit des Gebirgswaldes nicht leicht zu finden. Im Zuge der Vorbereitungsarbeiten musste der Schreibende über zwei Stunden lang in der Bergwildnis herumirren, bis es ihm endlich gelang, die zwei Jahre zuvor unter kundiger Führung schon einmal aufgesuchte Balm wieder zu finden. Dass bei dieser Suche nach dem künftigen Grabungsplatz im dichten Gestrüpp sogar ein Luchs aufgescheucht wurde, spricht für die Abgeschiedenheit der Stätte. Ein verhältnismässig gut begehbarer Zugang, heute freilich nicht mehr gepfadet, zweigt vom alten Weg ab, der von Ried zum Schnyderblätz führt. Von diesem Weg aus ist auch der Wüstungsplatz Stäfelirain oberhalb der Harzbrennibalm erreichbar.[24] Zu erkennen ist noch der Grundriss eines Gebäudes von 4,5 auf 5 m Innenfläche (Abb. 12). Die noch gegen 1 m hohen Mauern bestehen aus kaum bearbeiteten, eher unregelmässig geschichteten Blöcken anstehenden Gesteins. Zwischen den grossen Steinen sind kleinere Platten eingeklemmt, dagegen fehlt jegliches Bindemittel.

[24] Der Weg steigt von Hinter-Ried zunächst bis zur Waldecke bei Pt. 913 hoch, um dann in den Hinterrieder Wald einzubiegen. Bei Pt. 919 (693.19/178.85), ca. 450 m vom Stäfelirain entfernt, befindet sich eine Quelle.



Abb. 13:
Harzbrennibalm, freigelegte Feuerstellen; im Vordergrund die Feuerstelle 2 mit Resten des Teuchels.



Abb. 14:
Harzbrennibalm, freigelegtes Gehniveau mit den Feuerstellen 1 (im Vordergrund) und 2; Massstablänge: 20 cm.

Die Mauerstärke schwankt zwischen 1 und 1,8 m. Die Mauern sind einhäuptig gegen die seitliche und rückwärtige Hangböschung gebaut. Die Vorderfront ist nur sehr schwach ausgebildet, was auf eine Holzfassade schliessen lässt. Im Innern des Baues liegen verstürzte Mauersteine, aber keine Platten, weshalb als Bedachungsmaterial eher Schindeln als Steinplatten in Betracht kommen. In der Umgebung der Gebäudereste sind schwache Andeutungen von Terrassierungen zu erkennen; hingegen haben sich im Gelände keinerlei Spuren eines direkten Verbindungspfades zwischen Harzbrennibalm und Stäfelirain erhalten.

Vor Beginn der Grabungen verrieten in der Harzbrennibalm Reste von Trockenmauerwerk und Fragmente einer in den Boden eingelassenen Schüssel die einstige Anwesenheit des Menschen. Im Verlaufe der Untersuchungen ist es geglückt, diese Spuren menschlicher Tätigkeit vollständig freizulegen und in ihre funktionellen Zusammenhänge einzuordnen.

Der felsige Untergrund der Balm fällt gegen aussen schräg ab (Abb. 1, 9). Die Felsoberfläche, teils glatt geschliffen, teils bizarr zerschrunden, war bei Gra-

bungsbeginn von einer 5 bis 50 cm dicken Schicht pulverigen, weissgelben Sandes mit Steinsplittern unterschiedlicher Grösse bedeckt. In den Klüften und Spalten handelte es sich um unberührten Verwitterungsschutt, in den oberen Deckschichten um umgelagertes Material mit Einschlüssen unterschiedlichster Zeitstellung. Ausgesprochen anthropogene Schichten kamen nur in der näheren Umgebung der Feuerstellen zum Vorschein, und zwar in Form von Brandlinsen und Einfüllungen von Brandgruben. In einzelnen muldenartigen Vertiefungen hatten

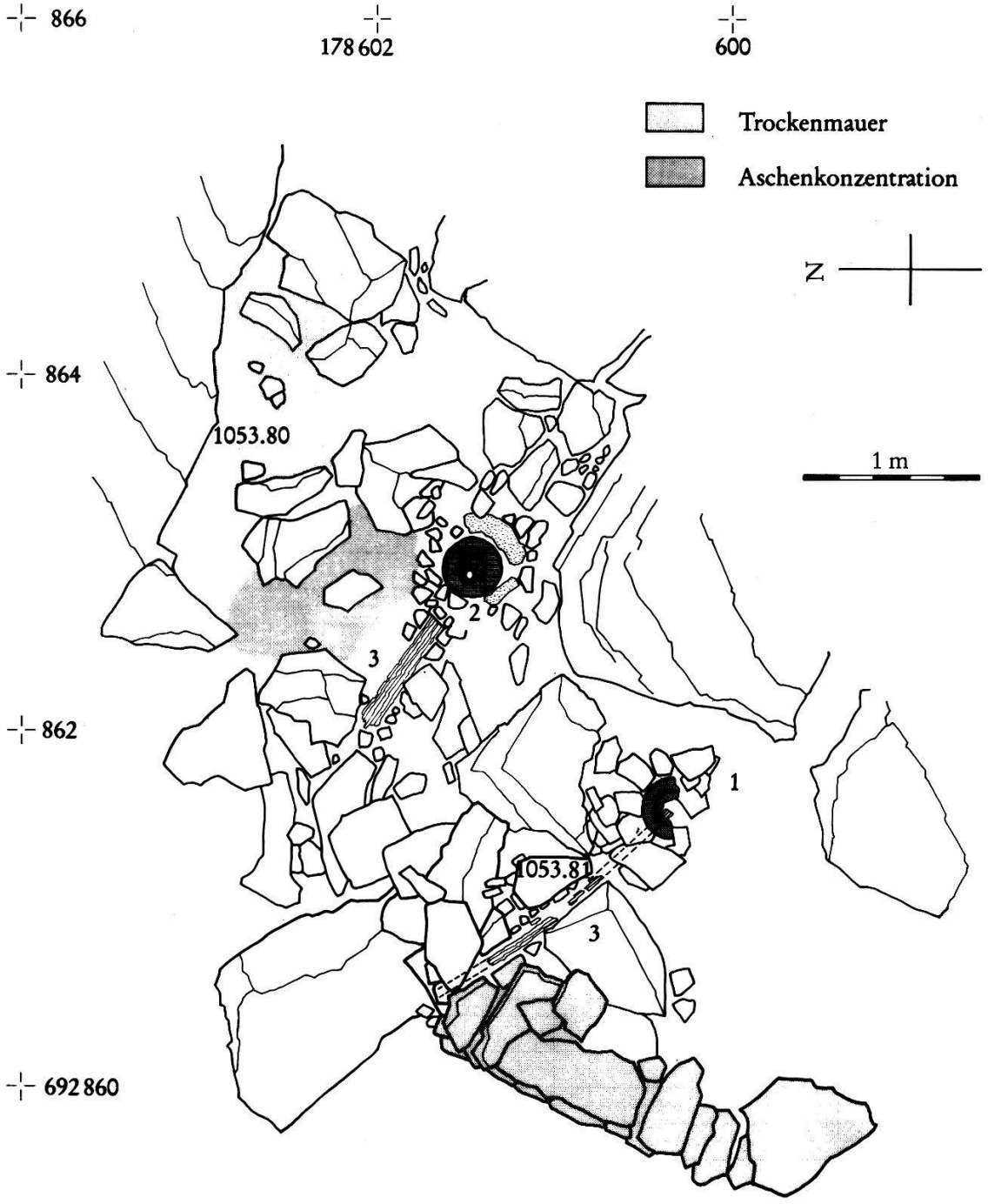


Abb. 15:
Harzbrennibalm, Detailplan (Aufnahme W. Meyer, Ph. Morel, J. Obrecht): 1: Feuerstelle/Schüssel 1; 2: Feuerstelle/Schüssel 2; 3: Holzreste von Teucheln.

sich staubig-lockere Humuslinsen mit Keramikeinschlüssen abgelagert. Ausserhalb des schützenden Felsdaches der Balm trat teils das nackte Gestein hervor, teils breitete sich eine dünne Humusdecke mit Moos und dichtem Wurzelwerk aus. Mit Ausnahme der Feuerstelle bei Schüssel 1 (vgl. Abb. 10), wo eine stratigraphische Zweiphasigkeit beobachtet werden konnte, traten auf der ganzen Grabungsfläche keine Schichtenfolgen zutage, die einen zeitlich gestaffelten Ablauf bestimmter Ablagerungen hätten erkennen lassen. Im Gegenteil — die Fundlage der rund 100 Keramikfragmente aus der Zeit zwischen dem 11. und dem frühen 19. Jahrhundert deutete auf eine völlige Durchmischung und wiederholte Umlagerung der Deckschichten in der Balm hin.

Ungefähr unterhalb der Trauflinie des Felsschirmes liess sich eine Trockenmauer von 3 m Länge und 1 m Höhe freilegen (Abb. 11). Einzelne gesetzte Steine deuteten eine Fortsetzung in nördlicher Richtung an, und auch gegen Süden war das ursprüngliche Ende nicht mehr festzustellen. Insgesamt könnte die Mauer einst gegen 7 m lang gewesen sein. Sie war einhäuptig gegen die zum Höhleninnern ansteigende Felsoberfläche gebaut und bildete so eine künstliche Terrasse, mit dem Zweck, das Gehen und Hantieren in der Balm zu erleichtern. Dank der Bündigkeit des Mauerhauptes mit der Trauflinie des Felsdaches hätte die Mauer eine an den Fels anschliessende Wandkonstruktion aus Holz oder Stein tragen können. Das trocken geschichtete Mauerwerk bestand aus plattigen, grobblockigen Steinen, die nur roh zurechtgehauen waren.

Im Innern der Balm kamen verschiedene Feuerstellen zum Vorschein. Im nördlichen Teil stiessen wir auf die Reste eines ausgedehnten Feuerplatzes, erkennbar an ausgeglühten Steinen und rot verbrannten Lehm- bzw. Sandlinsen, ferner an Asche und verkohltem Holz. Im Südteil befand sich eine enge, bis in moderne Zeiten benützte Feuerstelle, die durch einen natürlichen Felsspalt und einige gesetzte Steine begrenzt war. Das Innere der Feuerstelle enthielt Asche und verkohltes Holz. Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramikfragmente fanden sich im brandgeröteten Höhlensand der allernächsten Umgebung. (Vermutlich hat sich auf dieser Feuerstelle der von Albin Epp beschriebene Arbeitsvorgang des «Läuterns» abgespielt.)

Die aufschlussreichsten Befunde erbrachte der mittlere Abschnitt der Balm (Abb. 13—17). Hier fanden sich in einem Abstand von ca. 1,5 m zwei randbündig in den Boden eingelassene Schüsseln, umgeben von einem mit Mörtel gefestigten Steinbett. Es handelte sich um Gefässe mit konischer Wandung, Innenglasur und einfachem Engobendekor. Durch die Böden waren Löcher gebohrt; die dadurch entstandenen Risse hatte man mit Agraffen geflickt. Unter den Schüsselböden setzten Holzteuchel an, die zu Öffnungen in der Stützmauer führten. Von diesen Teucheln waren in situ ausser den stark vermoderten Holzresten noch die plattigen Steine der seitlichen Fixierung erhalten. Diese Befunde deckten sich mit denjenigen der Anlage auf Chilcherbergen und liessen somit auf die gleiche Technologie schliessen, also auf die Harzgewinnung aus dem toten Holz.

Schüssel 1 war mit ihrem Mörtel- und Steinbett und mit dem untergeschobenen Teuchel in eine Mulde eingetieft, deren Oberfläche aus hart gebranntem und

harzgetränktem, sandigem Lehm bestand. Anscheinend hatte man hier eine jüngere Brennanlage in die Reste einer älteren hineingestellt. Auch die Brandlinsen im nördlichen Teil der Balm bildeten offenbar die Überbleibsel früherer Feuerstellen.

Zusammenfassend lässt sich somit festhalten, dass die Grabungen zwei Harzbrennvorrichtungen in situ, bestehend aus Sammelbecken und Teuchelabzug, zutage gefördert haben, ferner eine Stütz- und Abschlussmauer, die Reste älterer Brennanlagen und Feuerstellen, sowie einen Komplex von Kleinfunden mittelalterlichen und neuzeitlichen Datums.[25]

NATURWISSENSCHAFTLICHE UNTERSUCHUNGEN

Von den in der Harzbrennibalm zutage getretenen Holzresten und den durch Brand und Hitze verfärbten Erdschichten sind Proben genommen und zur naturwissenschaftlichen Untersuchung weitergeleitet worden. Endgültige Ergebnisse liegen gegenwärtig noch nicht vor. Die Erdproben stammen aus einem Pfropfen im oberen Ende des Holzteuchels unter Schüssel 2 und aus dem Material im unmittelbaren Bereich der Feuerstellen. In ihrer anorganischen Zusammensetzung

[25] Die Kleinfunde werden nach ihrer Konservierung und wissenschaftlichen Auswertung im Historischen Museum Altdorf aufbewahrt. Der originale Satz der Grabungsdokumentation liegt im Archiv der AGASAS, eine Kopie im Staatsarchiv des Kantons Uri zu Altdorf.



Abb. 16:
Harzbrennibalm, Sammelbekken von Feuerstelle 1, umgeben von mörtelgefestigtem Steinkranz.



Abb. 17:
Harzbrennibalm, Feuerstelle 2 mit Sammelbecken und Teuchelresten.

sind die Proben identisch. Aussagen über allfällige Rückstände des Harzbrennens sind erst möglich, wenn die Proben auf ihre organischen Anteile hin fertig untersucht sind.[26]

Die Überprüfung der Holzreste, die als Überbleibsel von Brenn- und Harzholz zu deuten sind, ergab den erwarteten Befund mit einem deutlichen Überwiegen von Nadelholz.[27]

DIE FUNDGEGENSTÄNDE

Auf dem Grabungsplatz *Chilcherbergen* sind ausser den mobilen Einrichtungsgegenständen der Harzbrennerei (Kessel, Sammelbecken, Eisenrost), die bei der Beschreibung des Befundes behandelt worden sind, sowie einigen rezenten Abfallobjekten ohne wissenschaftliches Interesse keine Fundstücke zum Vorschein gekommen. Anders verhielt es sich auf der *Harzbrennibalm* ob Ried, wo auf ver-

[26] Die anorganische Untersuchung erfolgte im Geochemischen Labor des Mineralogisch-Petrographischen Institutes der Universität Basel durch Prof. Dr. Willem Stern. Die organische Untersuchung wird durch PD Dr. Urs Séquin am Institut für Organische Chemie der Universität Basel vorgenommen.

[27] Die Untersuchung der Holzreste besorgt Heiner Albrecht, Botanisches Institut der Universität Basel.

hältnismässig wenigen Quadratmetern Grabungsfläche eine unerwartet grosse Zahl von Kleinfunden geborgen werden konnte.

In einer Hinsicht verlief die Grabung allerdings enttäuschend. Wie sich bereits bei den Wüstungsplätzen Blumenhütte/Gamsboden ob Hospental und Ämpächli ob Elm gezeigt hat, übt der extrem saure Boden über der Granitunterlage eine stark zersetzende Wirkung auf Kalksubstanzen aus, weshalb keinerlei Tierknochen erhalten blieben. Bei den wenigen an der Oberfläche liegenden Knochen handelte es sich um rezente, z.T. von Raubtieren verschleppte Überreste verendeten Wildes.[28]

Die Hauptmasse des insgesamt 101 Katalognummern umfassenden Fundmaterials besteht aus Keramikfragmenten unterschiedlicher Grösse, Beschaffenheit und Zeitstellung (Abb. 19). Zwei Gefässe sind, wie oben bereits beschrieben, in situ gefunden worden. Es handelt sich um rot gebrannte Schüsseln mit trichterförmiger Wandung, Innenglasur und einfachem Dekor von horizontalen Bändern und Wellenlinien aus weisser Engobenunterlage, zu datieren etwa in das späte 18. Jahrhundert. Die nachträglich in den Boden gebohrten Löcher von ca. 5 cm Durchmesser erklären sich aus der Sekundärfunktion der Schüsseln als Sammelbecken für das dünnflüssige Harz, das in die Holzteuchel weitergeleitet werden musste. Die beiden Schüsseln gehören zu den jüngsten Objekten des gesamten Fundkomplexes.[29] Die ältesten Stücke stammen aus dem Hochmittelalter und gehören zu unglasierten, bauchigen Töpfen aus grob gemagertem, bräunlichgrau gebranntem Ton. Die Randprofile, gerundete Trichterränder und ausladende Lippenränder, sind ins 11. und 12. Jahrhundert zu datieren. Zu den Töpfen dieser Zeitstellung passen Schulterfragmente mit einem Dekor von Horizontal- und Wellenbandrillen.[30] Ins 13. und 14. Jahrhundert sind die Topffragmente der grauen, unglasierten Drehscheibenware mit ausladenden Hängeleistenrändern zu verweisen. Horizontale Riefeln auf Schulterfragmenten gehören in den gleichen Zeitraum. Einzelne Töpfe des 14. Jahrhunderts sind mit drei Füssen ausgestattet.

In der Keramik des 11. bis 14. Jahrhunderts ist als Gefässform ausschliesslich der bauchige Topf belegt. Nach 1400 verschwindet dieses Gefäss bis auf wenige Einzelstücke und macht der Schüssel Platz, von der verschiedene Typen vorliegen. Ins 15. Jahrhundert sind die unglasierten Exemplare aus grauer Drehscheibenware mit Karniesrand oder verdicktem Leistenrand zu datieren. Mehrheitlich weisen die Schüsseln eine Innenglasur auf. Die jüngeren Stücke des 16. bis 18.

[28] Analoge Erfahrungen sind u. a. auf den Wüstungsgrabungen Blumenhütte/Gamsboden UR und Ämpächli/Pleus GL gemacht worden. Meyer, Werner: Blumenhütte 1983, NSBV 56, 1983, Nr. 6 und derselbe: Ämpächli/Pleus 1984, NSBV 57, 1984, Nr. 6. — Bei den rezenten Tierknochenfunden handelt es sich um die Reste von Gemse, Reh, Kolkrabe und Ziege; sie scheinen von Füchsen verschleppt worden zu sein (Bestimmung durch Ph. Morel, Basel).

[29] Verwandte Stücke bei Lithberg, Nils: Schloss Hallwil, Stockholm 1935f., Bd. 3, 260ff.

[30] Fundplätze mit vergleichbarem Keramikmaterial u. a. auf den Zentralschweizer Burgen Attinghausen, Landenberg, Seedorf, Zwing Uri. Vgl. «Die bösen Türnli», SBKAM 11, 1984, 20ff., 52ff., 78ff., 160ff.

Jahrhunderts zeigen einen Standring oder eine Fussleiste. Profilierte Steilränder gehören dem 16. oder 17. Jahrhundert an.

Eine gut belegte Typengruppe fällt aus dem Rahmen des übrigen Keramikmaterials. Es handelt sich um Schüsseln aus hellrotem, hart gebranntem Ton mit leicht verdicktem, gerundetem Rand. Die Innenseite weist über einer weissen Engobe einen farblosen Glasurüberzug auf. Als Dekorationselemente treten Rillenmuster und farbige Glasurflächen auf. Leider sind die Stücke zu fragmentiert, als dass die etwas unregelmässig angeordneten Dekormuster vollumfänglich erfassbar wären. Gefässform, Tonqualität und Dekortechnik verraten ennetbirgische Herkunft dieser Keramik. Vergleichbare Ware liegt u. a. im Fundmaterial des Castel Grande in Bellinzona vor.[31] Zahlreiche Stücke gehören in die Gruppe der oberitalienischen Majolicakeramik. Das Auftauchen ennetbirgischer Keramik des 15. bis 18. Jahhunderts in Uri vermag angesichts der vielfältigen Beziehungen zwischen der Innerschweiz und den Tessiner Tälern nicht unbedingt zu überraschen, kommt aber für den abgelegenen, schwer zugänglichen Fundplatz der

[31] Meyer, Werner: Das Castel Grande in Bellinzona, SBKAM 3, 1976, 75f. (Fundgruppe E 15 — E 48).

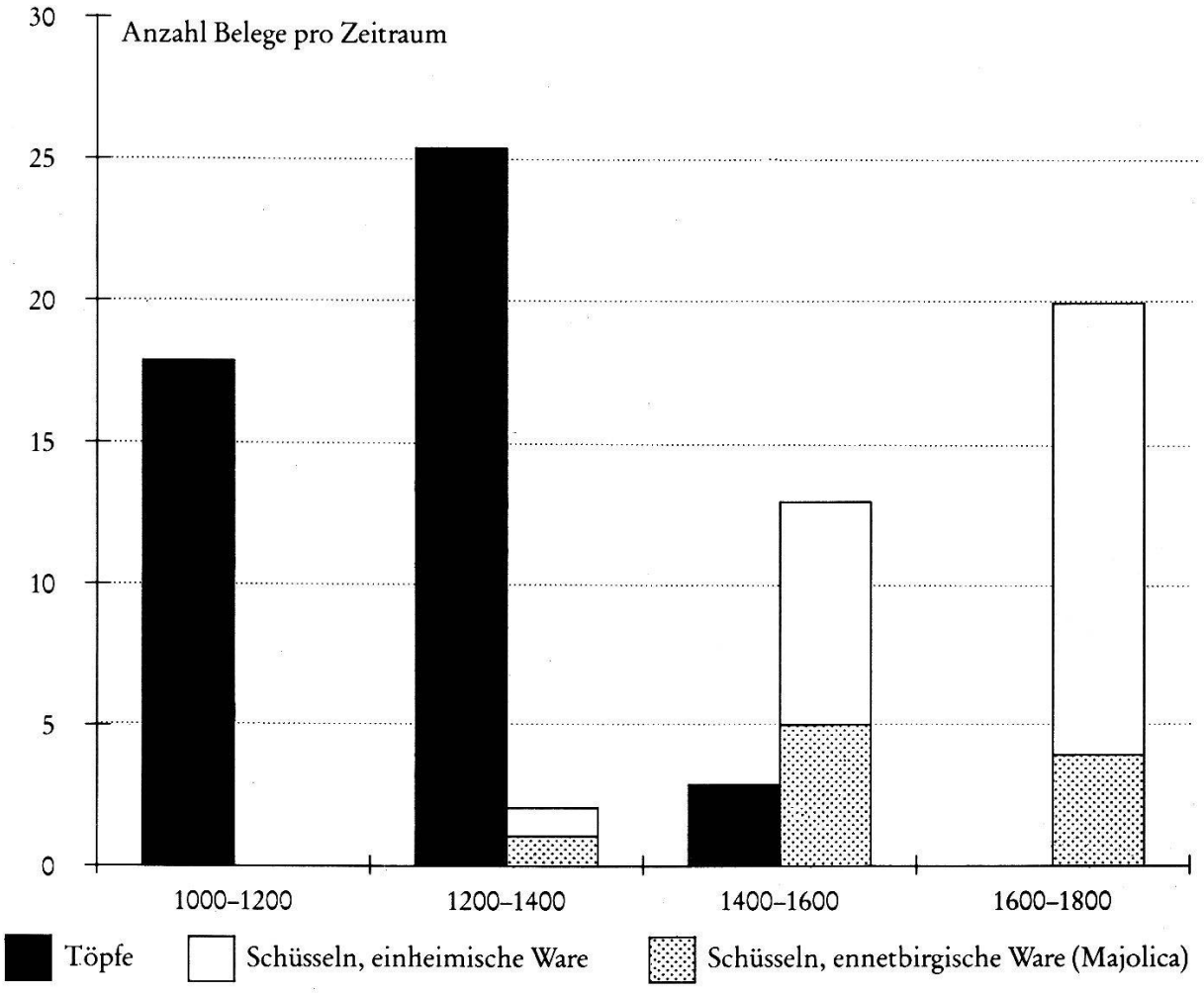


Abb. 18:
Harzbrennibalm, Verteilung der Keramikfunde nach Gefässform und Zeitstellung.

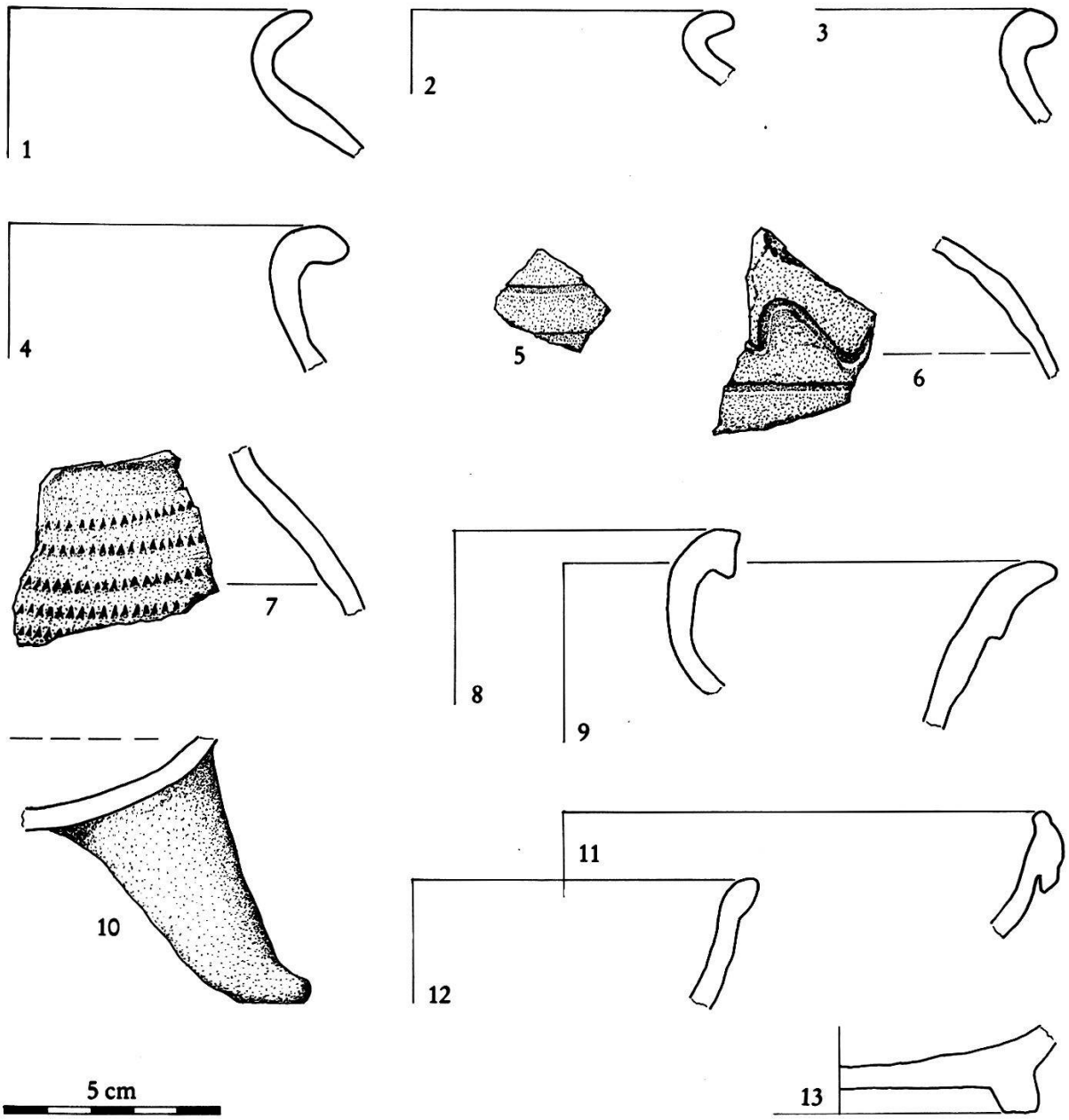


Abb. 19:
Harzbrennibalm, Keramikfunde (Auswahl): 1—4: Profile von Topfrändern, 11.—12. Jh.; 5—7: Schulterfragmente von Töpfen, 11.—13. Jh.; 8: Topfrandprofil, 13. Jh.; 9: Schüsselrandprofil, um 1400; 10: Fuss eines Dreibeingefässes, 14. Jh.; 11—13: Rand- und Bodenfragmente von Schüsseln ennetbirgischer Herkunft, 16.—17. Jh.

Harzbrennibalm doch eher unerwartet, wenn man bedenkt, dass in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Keramikkomplexen von Seedorf und Schattdorf vergleichbare Stücke fehlen.[32]

Wenn wir die Gesamtheit des keramischen Materials, geordnet nach Gefässform und Zeitstellung, in einer Säulengraphik aufzeichnen (Abb. 18), ergibt sich ein doch ungewöhnliches Bild, auch wenn wir berücksichtigen, dass aus einer

[32] Vgl. den Fundkatalog von Seedorf, SBKAM 11, 1984, 52ff. — Die Funde von Schattdorf werden gegenwärtig noch ausgewertet (Grabung 1986, mündl. Mitteilung von Thomas Bitterli, Basel).

Menge von knapp hundert Belegen nur mit Vorbehalten statistische Schlüsse abgeleitet werden dürfen. Zwei Aspekte fallen aus dem gewohnten Rahmen, einmal der abrupte Wechsel von der Topf- auf die Schüsselkeramik um 1400, zum andern die relativ bescheidene Fundmenge spätmittelalterlicher und neuzeitlicher Zeitstellung gegenüber den Stücken des 11. bis 14. Jahrhunderts. In den Fundkomplexen aus Burgen und Städten — aus bäuerlichen und klösterlichen Siedlungen liegt einstweilen kein publiziertes Vergleichsmaterial vor — nimmt der Kochtopf im 15. Jahrhundert noch immer eine beherrschende Stellung ein, und das allmähliche Aufkommen der Schüssel wird von einer zunehmenden Auffächerung des Geschirrinventars in weitere Gefässarten (u.a. Häfen, Teller etc.) begleitet, welche auf der Harzbrennibalm mit keinem Stück vertreten sind.[33] Zudem ist es bei Siedlungen üblich, dass sich seit dem 13. Jahrhundert ein stetiger, zeitweise geradezu exponentiell wachsender Geschirrverbrauch beobachten lässt, weshalb in

[33] Vgl. den Fundkomplex von Mülenen SZ, der aus der Zeit nach 1400 neben Schüsseln auch zahlreiche Töpfe, Häfen, Krüge und sonstige Gefässarten enthält. Meyer, Werner: Die Wasserburg Mülenen, Fundkataloge, Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz 63, 1970, 105ff.

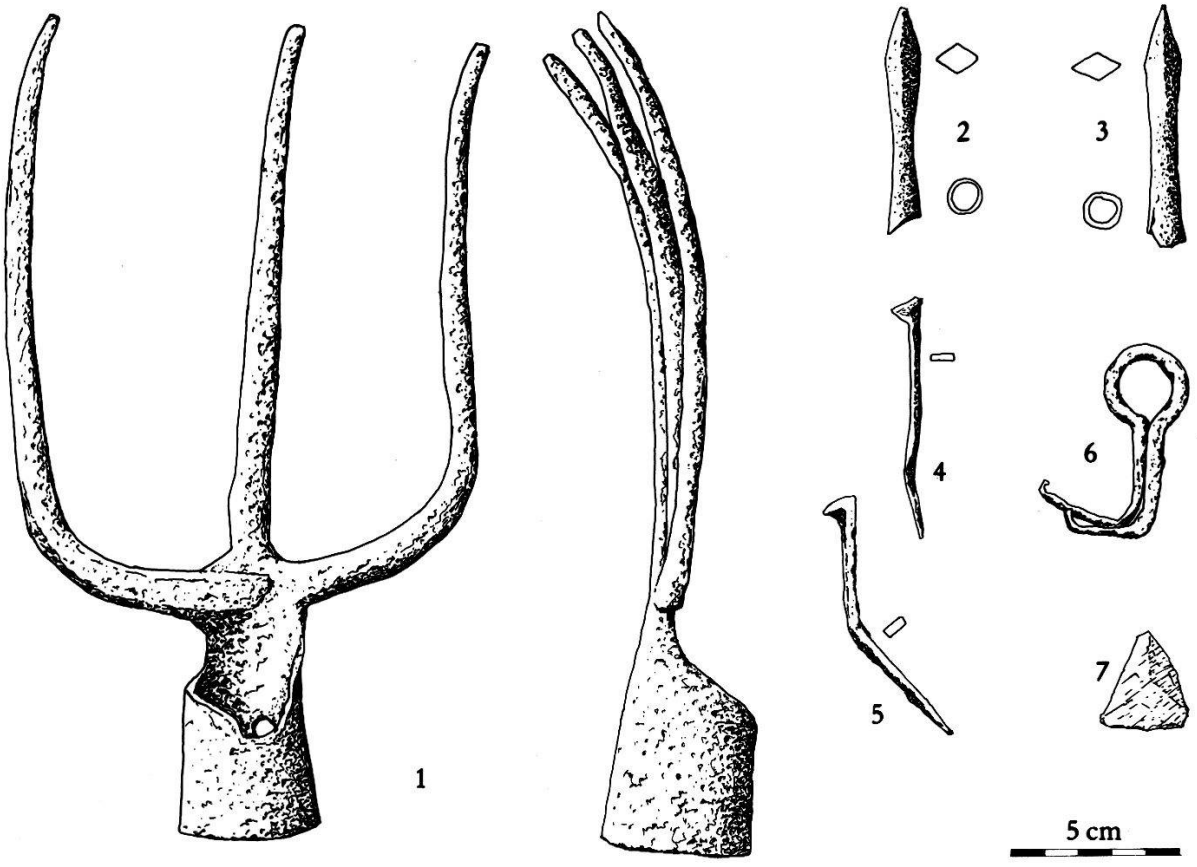


Abb. 20:
Harzbrennibalm, Metall- und Steinfunde (Auswahl): 1: Eisengabel, 17./18. Jh., zum Unterhalt des Feuers; 2—3: Armbrustbolzeneisen, um 1300; 4—5: Nägel, mittelalterlich; 6: Splint, 13./14. Jh., als Bestandteil einer Kiste; 7: Fragment eines Bergkristalls, wohl mittelalterlich, verwendet zum Feuerschlagen.

Fundschichten des 15. bis 17./18. Jahrhunderts Keramikmengen zutage treten, die weit über der hochmittelalterlichen Funddichte liegen. Dass auf der Harzbrennibalm die Funde des 13. und 14. Jahhunderts dominieren, bedarf wie der erwähnte brüske Wechsel vom Kochtopf auf die Schüssel einer besonderen Erklärung, auf die wir noch zurückkommen.

Neben den rund hundert Keramikfragmenten treten die Funde aus sonstigem Material ganz deutlich zurück (Abb. 20). Glas fehlt vollständig, nicht ganz unerwartet. Auch von den leicht vergänglichen Materialien Holz, Leder oder Textilien, an deren Gebrauch an sich nicht zu zweifeln ist, hat sich nichts erhalten.[34] Zwei zerschlagene Bergkristalle dürften beim Feueranzünden verwendet worden sein.[35]

Unter den Eisenfunden sind zwei Armbrustbolzen des 13. oder 14. Jahrhunderts zu erwähnen, ferner ein vermutlich noch mittelalterlicher Splint mit umgeschlagener Doppelangel, wohl von einer Kiste oder Truhe. Zwei dreizinkige Gabeln, die zum Hantieren am Feuer verwendet worden sein dürften, stammen vermutlich erst aus dem 17. oder 18. Jahrhundert.[36] Auf einige rezente Objekte (Konservenbüchsen, Patronenhülsen), die von Jägern oder Holzfällern stammen, brauchen wir hier nicht einzutreten.

DEUTUNG UND DATIERUNG

Dank den Beobachtungen in der Harzbrennerei auf Chilcherbergen und dank den Auskünften von Albin Epp über die Tätigkeit seines Grossvaters ist es möglich geworden, die Grabungsbefunde auf der Harzbrennibalm ob Ried technologisch zu deuten und die Arbeitsvorgänge in ihren hauptsächlichen Phasen zu rekonstruieren. Wie auf Chilcherbergen hat man auch in unserer Balm das Harz aus dem toten Holz gewonnen. Die freigelegten Einrichtungen mit den zwei in den Boden versenkten Schüsseln und den hölzernen Teucheln entsprechen genau der jüngeren Anlage auf Chilcherbergen und den Berichten von Vater Epp. Dass auf Chilcherbergen Sammelbecken und Kessel aus Eisen bestanden, auf der Harzbrennibalm die Sammelbecken jedoch aus Keramik, ändert nichts an der Gleichartigkeit des Prinzips. Fraglich bleibt das für den Schutz des Harzholzes vor den Flammen notwendige Isoliermaterial. Angesichts des erheblichen Wertes von Metall in älterer Zeit ist es zweifelhaft, dass man über das Harzholz einen Eisen- oder Bronzekessel gestülpt hat. Umgekehrt gehören die zutage getretenen Kera-

[34] Die geborgenen Holzstücke gehören der jüngsten Benützungsphase (um 1800) an und stammen — abgesehen von den beiden Teucheln — von Brenn- und Harzholz. Vgl. oben Anm. 27.

[35] Zur Bedeutung der Bergkristalle in mittelalterlichen Fundkomplexen vgl. Meyer, Werner: Bergkristallfunde auf Zwing Uri, MH 6a, 1986, 10f.

[36] Die eine Gabel steckte offen in einer Felsritze im hinteren Teil der Balm, die andere kam nahe der Schüssel 2 direkt unter der Oberfläche zum Vorschein.

mikfragmente zu Gefässen von eher bescheidenem Volumen, so dass pro Stoss nur ein sehr geringes Quantum von Harzholz hätte ausgesotten werden können. Nicht gänzlich abwegig ist deshalb der Gedanke, dass man über das aufgeschichtete Harzholz eine Trennschicht aus Steinen und Erde aufbaute, gewissermassen eine primitive Vorstufe der aus Thüringen, Böhmen und der Mark Brandenburg bekannten zweischaligen Pechöfen.[37]

Die in situ freigelegten Einrichtungen, bestehend aus zwei Sammelbecken mit Holzteucheln und einer offenen Feuerstelle zum «Läutern» des rohen Harzes, stammen aus der jüngsten Benützungsphase der Anlage und dürften ins ausgehende 18. Jahrhundert zu datieren sein. Die Kleinfunde sprechen für eine Auflassung der Harzbrennerei im frühen 19. Jahrhundert. Die Spuren älterer Feuerstellen mit Harzrückständen zeigen aber deutlich, dass die Harzgewinnung schon früher betrieben worden ist und man die Einrichtungen offenbar von Zeit zu Zeit hat erneuern müssen.

Die datierbare Keramik belegt eine kontinuierliche Benützung des Platzes zwischen dem 11. und dem frühen 19. Jahrhundert. Ob in der Balm schon im Hochmittelalter Harz gesotten worden ist, lässt sich aufgrund des Grabungsbefundes und des Kleinfundmaterials nicht mit Sicherheit beantworten. Die in der Oberpfälzer Harzbrennerei von Wiesau bekannten Grossgefässe sind auf unserem Grabungsplatz nicht belegt,[38] was allerdings nicht viel besagen muss.[39] Die für das Harzergewerbe signifikante Schüssel setzt mit der Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert ein und dominiert sogleich den gesamten Keramikkomplex, und zwar bis zur Auflassung der Anlage im beginnenden 19. Jahrhundert. Dies gestattet die Vermutung, spätestens um 1400 habe die Harzgewinnung in der Balm Einzug gehalten. Das auffallende Übergewicht der Schüsselkeramik und das Fehlen von Fundobjekten sonstiger Funktionsgruppen (Kochen, Haushalt etc.) schliessen für die Zeit nach 1400 eine Nutzung der Balm zu Wohnzwecken aus und weisen auf eine temporäre Belegung hin, auf eine rein gewerbliche Verwendung zum Zwecke des Harzsiedens.

Sollten diese Überlegungen zutreffen, stellt sich die Frage nach dem Siedlungszusammenhang, denn die Balm befindet sich doch in recht unbequem ereichbarer Lage, auch wenn der Pfad, der von Ried über den Schniderblätz zu den Alpen auf der Nordwestflanke des Bristenstockes aufsteigt, ganz in der Nähe vorbeiführt.[40] Zweifellos bestand ein Zusammenhang zwischen der Harzbrennibalm und dem

[37] Endres/Fischer (Anm. 8), 30, Abb. 8. — Barthel, H. J.: Der Pechofen von Ruppersdorf, Kr. Lobenstein, Alt-Thüringen 9, 1967, 195ff.

[38] Endres/Fischer (Anm. 8), 31ff. Abb. 9—14.

[39] Analoge Grossgefässe sind in der Schweiz m. W. bis jetzt nicht belegt. Vereinzelt auftretende Töpfe überdurchschnittlicher Grösse müssen als Vorratsgefässe gedeutet werden. Tauber, Jürg: Herd und Ofen im Mittelalter, SBKAM 7, 1980, 190 Nr. 242 und 192ff.

[40] Ohne schlüssige Datierung der Rodung Schnyderblätz bleibt der Siedlungszusammenhang zwischen dem Stäfelirain und den höher gelegenen Nutzungszonen unklar. Trotz höherer Lage (1280 m ü. M.) bietet der Schnyderblätz günstigere Voraussetzungen als der Stäfelirain (Sonne, Wasser, Erdreich), weshalb er kaum später als dieser okkupiert worden sein dürfte.

Wüstungsplatz Stäfelirain, dessen jetzt noch sichtbare Überreste spätmittelalterlichen Ursprungs sein dürften, wobei die Frage nach einer noch älteren Siedlung offenbleibt. Von diesem Wohngebäude aus wäre dann die nahe Harzbrennerei betrieben worden. Schlüssige Beweise für die Stichhaltigkeit einer solchen Vermutung könnte allerdings nur eine Sondierung auf dem Stäfelirain vermitteln.

Wie sind nun aber die hochmittelalterlichen Funde auf der Harzbrennibalm zu deuten? Sie setzen, wie erwähnt, um die Mitte des 11. Jahrhunderts ein und belegen eine kontinuierliche Benützung des Platzes bis um 1400. Die Kochtopfkeramik zusammen mit den Pfeileisen und dem Truhensplint deutet für diesen Zeitraum auf eine Nutzung zu Wohnzwecken hin. Die Ausdehnung der Fläche unter dem natürlichen Felsschirm misst etwa 10 auf 3,5 m und liegt damit deutlich über dem Durchschnitt bäuerlicher Wohnbauten aus dem Hochmittelalter. Deren Innenflächen bewegen sich, wie übereinstimmende Grabungsbefunde gezeigt haben, in mittleren Dimensionen von 3 auf 4 m.[41] Der in der Balm zur Verfügung stehende Platz hätte somit sowohl für einen Wohnraum als auch für eine gewerbliche Anlage zur Harzgewinnung ausgereicht. Voraussetzung für das Erfüllen einer Wohnfunktion wäre eine aus Steinen oder Holz bestehende Wandkonstruktion gewesen, durch die ein geschlossener, rückwärts an den Fels gelehnter Baukörper entstanden wäre. In der von uns freigelegten, trocken gefügten Stützmauer stecken möglicherweise die talseitigen Fundamentreste eines solchen Baues.

Eine Deutung der Balm als «Wohnhöhle», wie sie sich von den Funden her aufdrängt, bleibt allerdings nicht ohne Problematik. Die nach Nordwesten gerichtete, äusserst sonnenarme Lage macht den Platz zu einem wenig angenehmen Aufenthaltsort. Dazu kommt die wilde Umgebung mit ihren schwer passierbaren Felsbändern, mit den zerklüfteten Steilhängen und dem unwegsamen Bergsturzschutt. Auch wenn wir dem hochmittelalterlichen Gebirgsbewohner eine erhebliche Anspruchslosigkeit zutrauen dürfen, erscheint die Wahl des Standortes in dieser unwirtlichen Balm rätselhaft. Im Hinblick auf wesentlich günstigere Plätze für Wohnbauten in einem Umkreis von 200 Metern ist es kaum vorstellbar, dass die Halbhöhle eine isolierte Siedlung allein in weiter Wildnis gebildet haben soll. Auch wenn archäologische Beweise bislang fehlen, muss doch bereits für das Hochmittelalter an die Einbeziehung der Balm in ein etwas weitläufigeres Siedlungsnetz gedacht werden.

Diese Überlegungen führen uns zur Annahme, dass die Wahl des ungemütlichen Standortes von Anfang an im Hinblick auf die Harzgewinnung erfolgt sei. Für diesen Zweck bot die Balm mannigfache Vorteile gegenüber einem Platz im Freien: Unter dem feuersicheren Felsdach konnte die Arbeit in weitgehender Unabhängigkeit von Wind und Wetter betrieben werden. Das Fehlen von Schüsseln im hochmittelalterlichen Fundgut spricht nicht gegen das Harzbrennen in dieser Zeit, denn die Keramikschüssel als Gefässart kam in unserer Gegend überhaupt

[41] Vgl. die Befunde auf Zwing Uri (Häusergrundrisse des 12. Jahrhunderts) in SBKAM 11, 1984, 81ff. — Furrer, Benno: Die Bauernhäuser des Kantons Uri, Basel 1985, 306ff. (Die Bauernhäuser der Schweiz 12).

erst im ausgehenden 14. Jahrhundert auf.[42] Der von uns vermutete Wohnbau neben der gewerblichen Anlage dürfte allerdings um 1400 den Ansprüchen der Benützer nicht mehr genügt haben. Mit dem Aufkommen des mehrteiligen Bauernhauses im Spätmittelalter wird die alte Einraumhütte verlassen und zugunsten einer erweiterten Harzbrennanlage abgetragen worden sein.[43]

Ob der Siedlungszusammenhang zwischen der Harzbrennibalm und dem Wohnhaus auf dem Stäfelirain bis zum Ende der Harzproduktion im frühen 19. Jahrhundert bestanden hat, bleibt vorläufig offen. Die Möglichkeit, dass in der Schlussphase des Harzbrennens die Anlage nur noch vom Tal aus betrieben worden ist, während das nahe gelegene Haus bereits öde stand, kann nicht ausgeschlossen werden.

SIEDLUNGSGESCHICHTLICHE FRAGEN

Archäologisch nachgewiesen ist auf der Harzbrennibalm ob Ried eine kontinuierliche Benützung zwischen der Mitte des 11. und dem Beginn des 19. Jahrhunderts, wobei die Harzgewinnung sicher bis in die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert, sehr wahrscheinlich sogar bis in den Beginn der Besiedlungszeit zurückreicht. Zwischen der gewerblichen Anlage in der Balm und der unmittelbar benachbarten Wüstung Stäfelirain dürfte ein Verbund bestanden haben, und zwar nicht erst seit der mutmasslichen Nutzungsreduktion der Halbhöhle auf eine rein gewerbliche Funktion in der Zeit um 1400, sondern bereits in hochmittelalterlicher Zeit, als die Balm noch für Wohnzwecke eingerichtet war. Somit zeichnen sich in den Grabungsergebnissen die Umrisse einer weilerartigen Siedlung ab, die sich einst auf einer schmalen Geländeterrasse an der Trogkante des tief eingeschnittenen Reusstales in ca. 1050 bis 1100 m Höhe ausgedehnt hat. Sicher festgestellt ist ausser der Harzbrennibalm bloss der heute noch sichtbare, wohl spätmittelalterliche Bau auf dem Stäfelirain. In dessen Umgebung dürften aber noch weitere Gebäude existiert haben, und auch die anderen Balmen in der Nähe mögen zu Wohn- oder Gewerbezwecken genutzt worden sein. Weitere archäologische Untersuchungen könnten Klarheit schaffen.[44]

Auch wenn wir die Gewinnung von Harz vermutungsweise mit dem Beginn der Siedlung im 11. Jahrhundert einsetzen lassen, stellt sich die Frage nach den Lebensgrundlagen der Leute auf dem Stäfelirain. Dass die Harzbrennerei allein eine Familie hätte ernähren können, darf als ausgeschlossen gelten. Die Pfeileisen

[42] Einen einstweilen isolierten Ausnahmefall bildet das keramische Material der Burg Urstein (AR), das für die Zeit um 1200 einen unerwartet hohen Anteil an Schüsseln unterschiedlicher Grösse enthält. Knoll-Heitz, Franziska: Urstein, Appenzellische Jahrbücher 113, 1985, 62ff.

[43] Furrer (Anm. 41), 309ff.

[44] Zwei zu Wohn- oder Gewerbezwecken taugliche Balmen liegen im Felssturzgebiet ca. 150 m unterhalb des Grabungsplatzes in allerdings sehr unwegsamem Gelände.

könnten als Belege für die Jagd gedeutet werden, und dass in der mittelalterlichen Innerschweiz das jagdbare Wild einen erheblichen Teil des Bedarfs an Fleischnahrung gedeckt hat, steht dank schlüssigen paläozoologischen Befunden ausser Frage.[45] Allerdings kann die Jagd auch im günstigsten Falle für die Bewohner des Stäfelirains bzw. der Harzbrennibalm nur subsidiäre Bedeutung gehabt haben, denn zur Hauptsache dürften sich die Leute von einer auf Selbstversorgung ausgerichteten Landwirtschaft ernährt haben. Für eine solche bot aber der marginale Boden im Bereich des Stäfelirains sehr magere Voraussetzungen: Kleinste Ackerflächen für Hackbau sind in unmittelbarer Umgebung der heute noch sichtbaren Gebäudespuren immerhin denkbar. Ein Gras- bzw. Winterfutterbau, unbedingte Voraussetzung für die Haltung von Rindern, hätte in dem steilen, felsigen Gelände umfangreiche Meliorationsarbeiten (z. B. Stützmauern) erfordert, wie sie noch heute das landwirtschaftlich genutzte Gelände oberhalb Ried charakterisieren, wovon aber in der Umgebung des Stäfelirains nicht die geringsten Spuren zu erkennen sind. Zur Hauptsache dürften sich die Bewohner des Platzes von Schafen und Ziegen ernährt haben, die bis zum Einsetzen einschränkender Bestimmungen über den Weidgang in den Wäldern im ausgehenden Mittelalter auch im unwirtlichen Gebirgswald ganzjährig gehalten werden konnten.[46] Auf der Grundlage einer extensiven Schaf- und Geissenhaltung, begleitet von bescheidenem Hackbau (Getreide, Rüben) und gelegentlicher, vielleicht auch häufigerer Jagd, dürften sich im Hoch- und Spätmittelalter auf dem Siedlungsplatz Harzbrennibalm-Stäfelirain minimale Bedingungen für eine kleine, selbstversorgende Lebensgemeinschaft gebildet haben. Ob und in welchem Umfang dieser prekären Wirtschaftseinheit zusätzliche Nutzungsmöglichkeiten oder Landgüter zwischen Ried und Bristenstock — etwa im Raume des Maiensässes Schniderblätz — angegliedert waren, entzieht sich unserer Kenntnis. Doch ist anzunehmen, dass im Hochmittelalter in den steilen Berglehnen der Alpregion am Bristenstock oberhalb der Waldgrenze auch Schafe und Geissen vom Stäfelirain gesömmert worden sind.[47]

Wie der auf marginalem Boden um 1050 im Raume Harzbrennibalm-Stäfelirain angelegte Wohn- und Gewerbeplatz in das hochmittelalterliche Siedlungsbild Uris eingepasst werden kann, bleibt vorläufig unklar. Sowohl von den romanischen Ortsnamen (u. a. Chärstelen, Gurtnellen oder Silenen) als auch von der im 9./10. Jahrhundert einsetzenden schriftlichen Überlieferung her (955 Erwähnung der Pfarrkirche Silenen) ist an einer frühmittelalterlichen Besiedlung des

[45] Meyer, Werner: Die Wüstung «Spilplätz» auf der Charretalp SZ, Gfr. 136, 1983, 159f. (Untersuchung der Tierknochen durch Ph. Morel, Basel).

[46] Röllin, Werner: Siedlungs- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte der mittelalterlichen Urschweiz bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts, Zürich 1969, 125ff. (Geist und Werk der Zeiten 22).

[47] Archäologische Untersuchungen in der Alpregion des Bristenstockes stehen noch aus. Die Örtlichkeit «Altstafel» mit Mauerspuren deutet auf mittelalterliche Bestossung hin (695.40/178.60, ca. 1950 m ü. M.).

mittleren Reusstales und des Maderanertales nicht zu zweifeln.[48] Dagegen besteht Unsicherheit in den Fragen der Siedlungsdichte und des Landesausbaues. Dass die Erschliessung abgelegenen Weidelandes in höheren Lagen über der natürlichen Waldgrenze schon vor der Jahrtausendwende eingesetzt hat, wird durch die Ausgrabungsbefunde auf der Charretalp (Muotatal SZ) hinlänglich bewiesen.[49] Doch sagt die Benützung hochgelegener Alpweiden für die Sömmerung von Viehherden wenig über die Rodungstätigkeit in den Waldzonen mittlerer und niederer Lagen aus.[50]

Der Siedlungsplatz Harzbrennibalm-Stäfelirain ist in seiner Kargheit und Unwirtlichkeit jenen marginalen Böden zuzuweisen, deren Erschliessung üblicherweise erst in der Endphase des mittelalterlichen Landesausbaues in Angriff genommen wurde, als alles gute Land bereits gerodet war, d. h. im 13. und 14. Jahrhundert. Wenn man bedenkt, dass das bäuerliche Gehöft auf dem klimatisch begünstigten Hügel nördlich von Amsteg, aus dem im 13. Jahrhundert die Burg Zwing Uri herauswachsen sollte, erst um 1100 entstanden ist,[51] mutet der Beginn der Besiedlung auf der Harzbrennibalm um 1050 seltsam verfrüht an. Eine mögliche Erklärung könnte in den Waldverhältnissen liegen: Die Vermutung, der in Restbeständen noch heute erhaltene Föhrenwald habe für das Harzbrennen im 11. Jahrhundert so günstige Voraussetzungen geschaffen, dass wegen dieses Rohstofflieferanten anderweitige Unannehmlichkeiten in Kauf genommen wurden, ist nicht gänzlich von der Hand zu weisen, obwohl zu bedenken ist, dass sich Föhrenwälder auch andernorts haben ausdehnen können und ohne genaueres Wissen um die hochmittelalterlichen Waldbestände im Urnerland Rückschlüsse auf Zusammenhänge zwischen Siedlungsplatz und Baumwuchs Spekulation bleiben müssen. Vielleicht ist die Erklärung auch eher in anderer Richtung zu suchen. Im 11. Jahrhundert begann die Verfestigung der auf frühmittelalterlichen Grundlagen fussenden Grundherrschaft zu geistlichen und weltlichen Güterkomplexen, als deren Zentren neben den alten Fronhöfen nun immer mehr die neu errichteten Burgen auftraten.[52] Soweit ersichtlich ist, erfasste dieser Prozess aber nicht das ganze Land, sondern blieb auf die dichter besiedelten Talböden sowie auf die guten Alpweiden begrenzt. Bäuerliches Eigengut erhielt sich vor allem auf marginalem Land, das keine nennenswerten Erträge abwarf.[53] Die relativ früh einsetzende Besiedlung des Platzes Harzbrennibalm-Stäfelirain könnte somit dar-

[48] Vgl. Stadler-Planzer, Hans: Siedlungsgeschichte, in: Furrer (Anm. 41), 25ff.

[49] Meyer (Anm. 45), 159ff.

[50] Die ältesten Weideplätze zur Sömmerung sind in den Regionen der hochalpinen Magerwiesen oberhalb der natürlichen Waldgrenze zu suchen. Mit dem zunehmenden Bedarf an Weideflächen hat man seit dem Hochmittelalter die Waldgrenze von oben nach unten zurückgedrängt und Terrassen gerodet, die sich zur Heugewinnung und Beweidung eigneten. Die Grenze zwischen Dauersiedlung und sommerlicher Temporärsiedlung, die sich übrigens wiederholt verschoben haben muss, ist ohne archäologische Untersuchungen nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Meyer, Werner: Hochalpine Wüstungen in der Schweiz, Château Gaillard 9/10, 1982, 483ff.

[51] «Die bösen Türnli», SBKAM 11, 1985, 81ff.

[52] Kläui, Paul: Bildung und Auflösung der Grundherrschaft in Uri, MAGZ 43, 1, 76ff.

[53] Kläui (Anm. 52), 102ff. — Röllin (Anm. 46), 24ff. und 39ff.

auf beruhen, dass freie Bauern auf Rodungszonen auswichen, die wegen ihrer Kargheit für die auf Naturalzinsen angewiesenen Grundherren ohne Interesse waren.

Das 16. Jahrhundert brachte dann einen tiefgreifenden Wandel der Siedlungsstrukturen. Mit der durch den Einbruch der «Kleinen Eiszeit» verursachten Klimaverschlechterung (um 1560) sanken die Lebensbedingungen auf marginalem Land — zu dem der Stäfelirain zweifellos zu zählen ist — unter die minimalen Limiten.[54] Zudem verunmöglichten obrigkeitliche Einschränkungen des Weidganges in den Wäldern die gerade für den Siedlungsplatz Stäfelirain einzig denkbare Form der Viehhaltung.[55] Spätestens damals muss die Harzbrennerei aus ihrem ursprünglichen, autarken Siedlungs- und Wirtschaftsverband herausgelöst und in ein grösseres Bezugsnetz eingebaut worden sein. Wie dieses strukturiert war, wissen wir nicht. Zusammenlegung der Harzgewinnung und der verbliebenen landwirtschaftlichen Tätigkeit im Raume Stäfelirain mit einem bäuerlichen Betrieb im Ried ist anzunehmen, vielleicht auch eine Beziehung zum höher gelegenen Schniderblätz. Unklar bleiben die Auswirkungen des im 16./17. Jahrhundert am Bristenstock aufkommenden Bergbaues auf das Harzergewerbe.[56] Der Verkauf des als Brennstoff hochwertigen ausgesottenen Holzes an die im 17. und 18. Jahrhundert betriebenen Gruben *Schmitten, Stuben* und *Knappern* bleibt immerhin denkbar. Ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Auflassung der Harzbrennibalm zu Beginn des 19. Jahrhunderts und dem gleichzeitigen Erlöschen der Bergbautätigkeit am Bristenstock ist allerdings nicht anzunehmen.

SOZIALGESCHICHTLICHER AUSBLICK

Das völlige Fehlen schriftlicher Nachrichten über den Siedlungsplatz Stäfelirain-Harzbrennibalm hüllt die Menschen, die dort oben gelebt haben, in das Dunkel der Geschichte ein. Wir kennen keine Namen, keine Herkunft, keine Schicksale. Die Grabungsbefunde, die eine Rekonstruktion der Lebensbedingungen ermöglichen, vermitteln aber in Verbindung mit anderweitigen Schriftquellen doch gewisse Hinweise auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und damit auf den sozialen Beziehungsrahmen der Bewohner.

Die um 1500 einsetzenden Nachrichten über die Harzgewinnung in der Schweiz entstammen obrigkeitlichen Verboten und Einschränkungen, die zum

[54] Die Preisgabe von Dauersiedlungen infolge einer Klimaverschlechterung ist vor allem bei den hochgelegenen Siedlungen der Walser nachweisbar. Kreis, Hans: Die Walser, 2. Aufl. Bern/München 1966, 277ff. und 287ff. — Zur Bedeutung der «Kleinen Eiszeit» vgl. Pfister, Christian: Klimageschichte der Schweiz 1525—1860, 2 Bde., Bern/Stuttgart 1984.

[55] Röllin (Anm. 46), 124ff.

[56] Blättler, Alois: Der alte Bergbau in Uri, 2. Aufl. Altdorf 1967, 8ff. und 29ff. — Jenni, J. P.: Der alte Bergbau am Bristenstock, Kanton Uri, Mineralienfreund 3/4, 1971.

Schutze der Wälder erlassen wurden. Gleichzeitig erscheinen die Harzer in der sozialen Umgebung von Bettlern, Landstreichern, Kesselflickern und ortsfremdem Gesindel, weshalb sie auch in einem Atemzug zusammen mit Wilddieben und Holzfrevlern genannt werden.[57] Im 19. Jahrhundert, als das Harzen in der Schweiz allmählich in Abgang geriet, zählten die Harzer zur bäuerlichen Unterschicht; Einzelgestalten galten als Sonderlinge, als Kinderschreck, als verspottete und verachtete Randfiguren der ländlichen Gesellschaft.[58] Diese tiefe soziale Einstufung beruhte nicht zuletzt auf der berufsbedingten Lebensweise in der Abgeschiedenheit des Waldes und auf dem penetranten Geruch, der dem Harzer und seinen Kleidern anhaftete.[59] Dass die Harzer ihre Produkte innerhalb eines bestimmten landschaftlichen Rayons im Detailhandel selber absetzten, rückte sie zudem in die soziale Nähe des Hausierers.[60]

Auffallenderweise reichen in Uri die andernorts bereits um 1500 einsetzenden Verbote des Harzens nicht weiter als bis zum Jahre 1820 zurück: Damals erging ein Beschluss des Landrates, aufgenommen als Artikel 303 im Landbuch von 1826, «Ordnung wegen dem Harzen in den Wäldern» genannt.[61] Darin wird in vier Paragraphen das Harzen in den Wäldern, namentlich in den Bannwäldern, bei Busse oder Haft («mit Wasser und Brod im Kämmerlein») untersagt, wobei allerdings in § 2 die Gemeinden das Recht erhalten, ihren eigenen Angehörigen «mit gutfindender Beschränkung» das Harzen zu gestatten. Generell wird aber der Gebrauch von «eisernen Instrumenten», wodurch die Bäume verletzt werden könnten, verboten.

Gerade diese letzte Bestimmung zeigt deutlich, dass die obrigkeitlichen Einschränkungen offenbar nur auf das baumschädigende Verfahren der Harzgewinnung aus dem lebenden Holz bezogen werden können. Schon 1505 hatte der Berner Rat eine Busse von 10 Pfund für «hartzen, streipfen und spänen» festgesetzt.[62] Dass in Uri ein Verbot des Harzens erst 1820 erlassen wurde, obwohl allgemeine Bestimmungen zum Schutze der Wälder schon im Spätmittelalter einsetzen, ist — wie die Grabungsbefunde auf der Harzbrennibalm bestätigen — auf die Gewohnheit zurückzuführen, Harz nur auf die baumschonende Art des Siedens aus dem toten Holz zu gewinnen. Wie aus der Einleitung zur Verordnung von 1820 hervorgeht, scheint das Abzapfen von Harz aus den lebenden Stämmen als eine neue Unsitte aufgefasst worden zu sein.

Die soziale Randstellung des Harzers ist gemäss den seit dem 16. Jahrhundert vorliegenden Schriftquellen vorwiegend aus der Arbeitsmethode der Harzgewin-

[57] Idiotikon 2, 1656 (Artikel Harzer).
[58] SSR Glarus 2, 984 (Ausweisung von Harzern).
[59] Schmid, Hans: Die Harzerbuben von Äsch, Seetaler Brattig 1985, 84f.
[60] Schmid (Anm. 59), 85f.
[61] Das Landbuch oder offizielle Sammlung der Gesetze, Beschlüsse und Verordnungen des Eidgenössischen Standes Ury, Bd. 2, Flüelen 1826, 69f. (Artikel 303). — Für Hinweise und Unterstützung bei der Suche nach Belegen für obrigkeitliche Verbote des Harzens dankt der Verfasser dem Staatsarchivar von Uri, Dr. Hans Stadler-Planzer, Altdorf.
[62] Haller, Berchtold: Bern in seinen Ratsmanualen 1465—1565, 3, Bern 1902, 87ff.

nung aus dem lebenden Holz und aus dem damit verbundenen unsteten Leben in den Wäldern zu erklären. Für das an feste Einrichtungen geknüpfte Verfahren des Aussiedens galten anscheinend andere Voraussetzungen: Der Verbund zwischen Harzbrennerei und ländlicher Siedlung integrierte das Gewerbe in die bäuerliche Gesellschaft, und das baumschonende Vorgehen verhinderte Konflikte mit den Verordnungen zum Schutze der Wälder, da angenommen werden darf, dass die Harzbrenner zum Aussieden nur Strunk- und Wurzelholz von Bäumen, die zu anderweitigen Zwecken gefällt worden waren, verwerteten, für das erforderliche Brennmaterial aber nur minderwertiges Holz verwendeten.

Da im Raume des hinteren Rieder Waldes, in dessen Bereich unsere Harzbrennerei liegt, die Gemeindegrenze zwischen Amsteg-Silenen und Gurtnellen dem schwer passierbaren, natürlichen Einschnitt des Teiftales folgt, und zwar von dessen Einmündung in die Reuss bis hinauf zum Gipfel des Bristenstockes, ist anzunehmen, der Siedlungsplatz Harzbrennibalm-Stäfelirain sei aus dem Raume Amsteg-Ried erschlossen worden, von dem aus, wie bereits erwähnt, ein alter Pfad in die Alpregion des Bristenstockes führt. Da wir keine Veranlassung haben, die Bewohner des Platzes einer sozialen Randgruppe zuzuweisen, werden wir sie am ehesten unter der bäuerlichen Bevölkerung von Amsteg oder Ried zu suchen haben, wobei die marginale Siedlungslage doch auf eine ökonomisch schwache Gruppe hinweist. Das im 14./15. Jahrhundert in der Innerschweiz erfolgte Umsteigen von der selbstversorgerischen Schafhaltung mit Ackerbau auf die exportorientierte Grossviehhaltung mit Milchwirtschaft[63] kann von den Bewohnern des Stäfelirains wegen der Kargheit ihres Bodens kaum nachvollzogen worden sein. Als reine Schaf- und Geissenbauern blieben die Stäfelirainleute vom wirtschaftlichen Aufschwung des alpinen «Hirtenlandes» unberührt und somit auf einen Nebenerwerb angewiesen, wie ihn die Harzgewinnung ermöglichte.[64] Diese wirtschaftliche Situation ist wohl bis zur Auflassung der Harzbrennerei im frühen 19. Jahrhundert für die Inhaber des Gewerbes bestimmend geblieben. Auch die Harzgewinnung auf Chilcherbergen ist um 1900 von der Familie Epp als Nebenerwerb betrieben worden. Trotz dem rauhen und beschwerlichen Leben, das zu führen die Epps auf Chilcherbergen seit Jahrhunderten gewohnt waren und heute noch sind, kann man diese Familie unter keinen Umständen zu den sozialen Randgruppen rechnen, auch wenn um 1900 der Erlös aus dem Harzbrennen für den Bergbauernbetrieb auf Chilcherbergen eine willkommene Bargeldeinnahme bedeutet haben muss.

Die in Uri vielfach nachzuweisende Bindung einer Familie an ein bestimmtes Heimwesen über viele Generationen hinweg lässt an die Möglichkeit denken, die Harzbrennerei ob Ried habe sich zusammen mit der Siedlung auf dem Stäfelirain während längerer Zeit in der Hand ein und derselben Familie befunden und sich bis zur Auflassung im frühen 19. Jahrhundert immer wieder vom Vater auf

[63] Röllin (Anm. 46), 79ff.
[64] Oechslin (Anm. 17), 128f.

den Sohn vererbt.[65] Doch können Besitzwechsel natürlich nicht ausgeschlossen werden.

Wie das Auftauchen ennetbirgischer Keramik im Fundgut des 15. bis 18. Jahrhunderts zu erklären ist, bleibt vorläufig offen. Verwandtschaftliche Beziehungen der Harzerfamilie in die südlichen Alpentäler könnten ebenso gut in Erwägung gezogen werden wie Handelsverbindungen. Als eher unwahrscheinlich mutet der Gedanke an, die Harzer seien aus dem Ennetbirgischen eingewandert, denn die keramischen Erzeugnisse, die auf Beziehungen mit den südlichen Alpentälern hinweisen, gehören einer Zeit an, in der man — für Uri fehlen allerdings Belege — fremde Harzer nicht geduldet hat. Zudem bliebe zu begründen, wie im 15. Jahrhundert neu Zugewanderte in den Besitz eines seit Jahrhunderten bestehenden Siedlungs- und Gewerbeplatzes hätten gelangen sollen. Auch wenn nicht verschwiegen werden darf, dass in der frühen Neuzeit Harzer aus den ennetbirgischen Tälern tatsächlich nördlich der Alpen aufgetaucht sind[66] — und zwar «fahrende» Harzer, die ihr Produkt aus dem lebenden Holz gewannen —, deutet der mutmassliche Landwirtschaftsbetrieb, von dem die Harzbrenner auf dem Stäfelirain ihr Leben gefristet haben und der sich zwischen Ried und den Alpen am Bristenstock abgespielt haben muss, auf Einheimische hin.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts, bei Beginn der Besiedlung unserer Balm unter dem Stäfelirain, dürfte die Alamannisierung des mittleren Reusstales abgeschlossen gewesen sein.[67] Wie man sich diesen Vorgang vorzustellen hat, ist umstritten. Die Vermutung, keltoromanische Gruppen seien im Verlaufe des Frühmittelalters vor den anrückenden Alamannen in entlegene Marginalzonen abgedrängt worden, wo sie in kultureller und sprachlicher Isolation noch längere Zeit überlebt hätten, um schliesslich als «Heiden» oder «Wildmannli» in der Sagenwelt aufzugehen, kann heute kaum mehr aufrecht erhalten werden.[68] Eine bei Beginn der alamannischen Landnahme einsetzende Durchmischung, verbunden mit einem gegenseitigen kulturellen Austausch, wird der Wirklichkeit des historischen Alamannisierungsprozesses eher entsprochen haben.[69] Wie dem auch sei, im 11. Jahrhundert dürfte in Uri das Keltoromanische sprachlich und kulturell schon seit längerer Zeit im Alamannischen aufgegangen gewesen sein. Jedenfalls besteht kein Grund zur Annahme, die um 1050 okkupierte Harzbrennibalm sei

[65] Belege für Familienkontinuität auf bäuerlichen Liegenschaften namentlich in peripherer Lage bei Gasser, Helmi: Die Kunstdenkmäler des Kantons Uri 2, Basel 1986 (KDM 78).

[66] Harzer aus dem Calancatal für das 17. Jahrhundert im Luzernischen bei Siegwart (Anm. 5), 119f.

[67] Stadler (Anm. 41/48), 26f. — Röllin (Anm. 46), 14ff. und 21ff.

[68] Zopfi, Fritz: Alpine Wüstungsforschung und Siedlungsgeschichte, Neujahrsbote für das Glarner Hinterland 1985, 73f. — Stadler (Anm. 41/48), 27f., insbesondere Anm. 13—14.

[69] Die Vorstellung von der Verdrängung der alteingesessenen Bevölkerung durch die neu eingewanderten Alamannen orientiert sich an Modellen des Imperialismus im 19. Jahrhundert (z. B. Europäer in Amerika oder Afrika). Es muss aber daran erinnert werden, dass im Frühmittelalter für die Germanen die gehobene gallorömische Kultur als Leitbild gedient hat und in vielerlei Bereichen übernommen worden ist. Martin, Max: Die Schweiz im Frühmittelalter, Bern s. d., 3ff. und 97ff.

eine Art Rückzugsversteck für eine Siedlergruppe bedrängter Keltoromanen gewesen. Die Möglichkeit, dass unter den Vorfahren der hochmittelalterlichen Siedler auf der Harzbrennibalm neben alamannisch-germanischen Einwanderern auch keltoromanische Alteingesessene zu finden wären, kann allerdings nicht gänzlich bestritten werden.

Unsere bescheidenen Ausgrabungsbefunde haben uns in bisher kaum erschlossene Forschungsgebiete geführt — in die Problematik der mittelalterlichen Rohstoffgewinnung im Alpenraum, der Lebens- und Wirtschaftsformen kleinbäuerlicher Siedlergruppen und der Abhängigkeit des Menschen von der natürlichen Umwelt. Wir sind uns bewusst, dass die meisten der von uns vorgeschlagenen Deutungen und Erklärungen provisorischen und hypothetischen Charakter tragen und durch weitere Untersuchungen auf ähnlichen Fundplätzen noch erhärtet werden müssen.[70]

Anschrift des Verfassers:
Prof. Dr. Werner Meyer, Historisches Seminar der Universität Basel,
Hirschgässlein 21, 4051 Basel

[70] Der hier vorgelegte Aufsatz ist als provisorischer Bericht mit inhaltlichem Schwergewicht auf den wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Aspekten des Harzbrennens aufzufassen. Eine umfassende Materialvorlage ist für den archäologischen Schlussbericht vorgesehen, der 1991 als SBKAM 18 erscheinen soll. — Bibliographische Hinweise verdankt der Verfasser Käthi Eder und Dominik Wunderlin.